Vier Geschwister.

Zweiter Band.

Vier Geschwister.

Roman

von

Louise Otto.

Zweiter Band.

Dessau.
Druck und Verlag von Moritz Katz.
(Gebrüder Katz.)
1852.

I.

„Den guten Menschen noch ein Wort:
Das Werk, das nicht der Liebe will gelingen
Muß plötzlich oft die bittre Noth vollbringen,
Und die nimmt Frucht und Dank mit fort;
Streut in der Armen Brust geweihte Saaten,
Denn weh' euch, ist die Ernte einst mißrathen!"
Friedrich Hofmann.

Weihnacht war nahe. Dasselbe schöne Fest für die Reichen und Wohlhabenden, wie es immer war, für Alle, welche da haben zugleich zu geben und zu empfangen, aber diesmal doppelt traurig für die Aermeren und ganz Armen. Denn rings im Lande war theure Zeit, sogar die Wohlhabenden schränkten sich ein und der Verdienst, der sonst immer um diese Zeit sich steigert, war und blieb diesmal gering und die Geschäfte stockten. Das Brot ward täglich kleiner und die Kartoffeln täglich theurer — die nothdürftigsten Nahrungsmittel waren nicht mehr zu erschwingen; — da konnten nur Wenige an Weihnachtsfreuden

denken und es gab ganze Familien, die keinen andern Wunsch für das Fest und die Feiertage hatten als den: nur nicht zu verhungern oder zu erfrieren!

Denn auch der Winter hatte sich hart angelassen und war schon früh mit Eis und Schnee gekommen.

Es war Abend und Frau Gärtner saß mit ihren Töchtern gemüthlich beim Thee. Helene füllte an einer Canevasstickerei aus, die zu einem Rückenkissen für den Oheim Gärtner bestimmt war, und Isidore häkelte an einer schwarz-roth-goldenen Geldbörse für Rudolph, die sie ihm in die Schweiz schicken und die Mutter mit dem füllen wollte, was sie längst zu diesem Zweck zusammengespart. Vorahnend wählte sie immer gern die deutschen Farben und hoffte wenigstens, daß sie in der Schweiz nicht argwöhnisch betrachtet werden würden. Die Mutter plättete neue Chemisettes für Bruno, welche die Schwestern ihm genäht hatten.

So waren sie Alle mit Weihnachtsgaben beschäftigt und plauderten harmlos über all' die andern Gegenstände zu gleichem Zweck, die fertig waren oder an denen noch dies oder jenes gethan werden müsse, als Isidore plötzlich sagte:

„Ach, wie mag es dies Jahr, zumal zu Weihnacht, aussehen im „wilden Viertel — und in Fichtenthal," wo die Armen die Scheuern anbrannten aus Verzweiflung oder in Hohengrün, wovon uns Bruno eine so schreckliche Schilderung machte — und in all den Orten, wo neben der Armuth auch der Typhus wüthet — und indeß haben gerade wir so viel mehr

als frühere Jahre zur Bescheerung vorbereiten können, weil Du indeß eine solche glückliche Laufbahn gefunden hast, Helene!"

Die Mutter hielt mit Plätten inne: „Was wir von alten Kleidern entbehren können, habe ich schon ausgesucht; man kann noch manche Freude damit machen; nur wollen wir erst überlegen, ob wir es der Henriette Regenau geben zur Vertheilung an Einige der Bedürftigsten im „wilden Viertel" oder ob wir es zum gleichen Zweck dem Schulmeister in Hohengrün schicken — zu einigen Nahrungsmitteln wird auch noch Rath."

„Ach, daß man nicht Allen geben kann!" klagte Isidore, „und daß es überhaupt geschehen muß, daß es Menschen gibt, die von Fremden Geschenke annehmen müssen, die ihnen doch ganz gleich sind und neben denen sie doch wie Ausgestoßene erscheinen! Es ist so niederdrückend, Wohlthätigkeit zu üben, weil das so sehr die Ungleichheit fühlbar macht, da vor Gott und der Natur doch alle Geschöpfe gleich sind."

„Laß jetzt das alte Lied!" sagte Helene, die indeß scheinbar theilnahmlos dagesessen und sinnend fortgenäht hatte: „Ich habe einen Gedanken. Die Wohlthätigkeit ist niederdrückend und beschämend für beide Theile, wenn sie der Einzelne übt dem Einzelnen gegenüber, aber sie ist es weniger, wenn sie von einem Verein, einer ganzen Corporation ausgeht; außerordentliche Zustände erfordern außerordentliche

Hilfsmittel, es müssen sich Frauen-Vereine bilden, in der jetzigen wirklichen Hungersnoth für die Hungernden dauernder zu sorgen, als durch eine einmalige Bescheerung — aber es darf auch daran nicht fehlen, und Du hast Recht, Isidore, ich habe die hauptsächlichste Pflicht, Etwas zu thun, da es wie ein Wunder ist, daß ich jetzt —"

Isidore unterbrach sie: „Du hast doch nicht übel genommen, was ich eben sagte? Du hast ja Deine ganze Einnahme der Mutter gegeben und Dein Glück ist eben nur das unsere. Manchmal freilich thut es mir weh, daß ich bei dem besten Willen nicht auch —"

Helene hielt ihr schnell den Mund zu, denn sie wußte, was sie sagen wollte. Da sie noch Alle in der kleinen Stadt lebten, hatte Isidore durch angestrengtes Nähen und Sticken ziemlich eben so viel verdient, als Helene durch Musikstunden, die in der kleinen Stadt schlecht bezahlt wurden und deren sie auch gerade nicht viel zu geben hatte, da sie Manchem zu jung war zur Lehrerin und Andern zu stolz — denn obwohl sie immer bescheiden war, duldete sie doch nie eine erniedrigende Behandlung, und Manche von denen, welche ihre Kinder bei ihr unterrichten ließen, meinten dazu ein Recht zu haben, weil sie ja die Lehrerin bezahlten, und diese arm war und abhängig, sie aber reich und unabhängig. Jetzt war das anders geworden. Helene hatte eine große Einnahme, und nur, was sie für ihre neue Stellung nöthig brauchte, behielt sie davon für sich, das andere

gab sie der Mutter, die nach wie vor die Verwalterin des Hauswesens war, und Helene selbst duldete nicht mehr, daß Isidore so viel wie früher arbeitete, wobei sie schon blaß geworden war und schwächlich vom vielen Sitzen und Nachtwachen. Nur darum und damit sie ihre Jugend genießen könne, wehrte es ihr Helene, nicht etwa aus Eitelkeit und Hochmuth, daß die Schwester einer werdenden Primadonna nicht mehr „für die Leute arbeiten" sollte, ihr war jede Arbeit heilig und sie sah keine Erniedrigung darin, wenn ein Mädchen einer solchen sich widmete. Isidore konnte nach wie vor gegen Bezahlung sticken, aber nur wozu sie Lust hatte, und nicht mehr als ihrer Gesundheit, ihrem Lebensgenuß und ihrer geistigen Ausbildung keinen Eintrag that; sie solle ihre Jugend nicht vernähen! war Helenen's scherzende Redensart. Und wie jetzt, wehrte sie es Isidoren, wenn sie auf dies Capitel wollte in ihrer bescheidenen, zartfühlenden Weise zu sprechen kommen. Indem sie Isidoren jetzt zum Schweigen zwang, sagte die Sängerin:

„Es kann unter Schwestern von all' dem nicht die Rede sein! Ich will statt alles Weiteren gleich sagen, was mir einfiel: ich will die Stein-Bertini bereden, mit mir ein Concert zu geben — und zwar noch in dieser Woche. Was sie einmal will, wofür man sie interessirt hat, das setzt sie durch und sie wird die andern Kräfte leicht zusammenbringen. Die Hälfte der Einnahme bestimmen wir für die Nothleidenden in Hohengrün, und die andere Hälfte zum

ersten Fond eines Frauen-Vereins, den wir gleich nach Weihnacht gründen, so bald die Menschen wieder zum Bewußtsein gelangt sein werden, daß es noch mehr Tage und Abende in der Welt gibt als Weihnachtsfeiertage und den heiligen Abend. Das Concert muß aber noch vor Weihnacht sein! Ich glaube, es ist das Beste, ich gehe gleich noch heute zur Bertini — es ist erst 8 Uhr und sie empfängt heute bei sich."

„Deine Idee ist sehr hübsch," sagte die Mutter und legte das Plättbrett auf die Seite, „und Du wirst sie mit demselben Enthusiasmus angreifen und weiter führen, mit dem Du sie aussprichst; aber um einen solchen Verein zu gründen, haben wir zu wenig Bekanntschaft und dann zweifle ich, daß Du schon für das Concert allein bei der Bertini Sympathie finden wirst." —

„Ei!" sagte Helene lächelnd, „Du bist ja sonst nicht wie andere Mütter, die den jugendlichen Enthusiasmus ihrer Kinder mit kalten, abwehrenden Worten löschen wollen, wie Feuer mit Wasser, und darum nehme ich Deine Einwürfe und Deine entmuthigenden Bedenklichkeiten nicht für ernstlich. Und übrigens ist die Bertini gar nicht herzlos, sondern leicht zu rühren, sie ist sogar im Augenblick zu Opfern fähig, nur Ausdauer darf man von ihr nicht verlangen."

Helene traf Anstalt zu einer eleganteren Toilette und Isidore sagte: „Aber Du bist noch nie an einem solchen Abend bei ihr gewesen?"

„Desto höher wird sie es aufnehmen, daß ich komme, denn sie hat sich immer darüber geärgert, daß ich es vermied," sagte Helene zuversichtlich; „neulich noch sagte sie mir naiv in Gegenwart des Musikdirectors: meine kleine Nebenbuhlerin denkt, es geht bei mir nicht anständig zu und kommt nicht, obwohl ich nie liebenswürdiger bin als an diesen Abenden, und jeder Tugendspiegel sich getrost in meinen Spiegeln sehen kann — man lacht mich aus," fuhr Helene fort, „wenn ich nicht einmal dort erscheine, und ich bin selbst gewiß, eine ganz unanstößige Gesellschaft da zu treffen; man soll nur nicht sagen, ich sei oft dort, weil ich eben jeden Schein ängstlich meiden muß."

Isidore entfernte sich mit ihr, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein; mittlerweile ward das Dienstmädchen nach einer Droschke geschickt, und dann fuhr Helene im zugleich einfachen und eleganten Taffetkleid zur Stein-Bertini.

Die Primadonna empfing die Eintretende mit einem triumphirenden Lächeln und einer zärtlichen Umarmung."

„Das ist doch einmal ein vernünftiger Einfall, daß Sie kommen, liebes Kind!" sagte sie und führte sie in den Kreis ihrer Gesellschaft.

Der Musikdirector Stelzner war da mit seiner Frau, der Tenorist Wöllner, ein Major von Palmbach mit seiner Tochter, ein jovialer, reicher Beschützer aller Künste und Künstler, seine Tochter, ein schon älteres,

häßliches, aber geistreiches Mädchen, die aus Grundsatz nicht heirathete, weil sie von jedem ihrer Bewerber voraussetzte, er wolle nicht ihr Herz, sondern ihr Geld; ein Baron von Steinau, der Vertraute des Prinzen und einige andere unbedeutendere Personen. Eine in der That aus Adel, Bürgerlichen, Künstlern und Schöngeistern gemischte Gesellschaft, in der wirklich nur dem Geist und der Liebenswürdigkeit ein Vorzug zuerkannt ward. Es herrschte ein freier, ungezwungener Ton, der aber eben so wie von Steifheit und Ceremoniel, von Rohheit und Frivolität entfernt war.

Helene war in diesem Kreis willkommen und man machte ihr Vorwürfe, daß man sie so selten in Gesellschaft sehe.

„Wer weiß," sagte sie aufrichtig, „ob unsere liebe Wirthin sich sehr freut, daß ich gekommen bin, wenn ich sie gleich um Etwas bitte, das sie mir hier vor Ihnen Allen versprechen muß."

Die Bertini gab ihr die Hand und sagte: „Das wäre viel Ehre für mich auf einmal, denn der kleine Eigensinn hat weder mich, noch irgend Jemand von uns, daß ich wüßte, jemals um Etwas gebeten."

„Und heute," fiel ihr Helene in's Wort, „werde ich Alle bitten, wenn ich nur erst Ihre Zusage habe," und sie sah die Sängerin mit ihrem bezauberndsten Lächeln an. —

„Ich gab Ihnen ja schon die Hand," sagte diese lachend, „aber nun auch mit der Sprache heraus." —

„Sie sollen übermorgen ein Concert arrangiren. Herr Wöllner wird vielleicht auch die Güte haben — vielleicht auch der Herr Musikdirector, uns behilflich zu sein.“ —

Die Bertini sagte: „Uebermorgen ist Oper — was überhaupt fällt Ihnen ein —“

Helene unterbrach sie: „Den Aufschub von einem Tag lasse ich mir gefallen; aber Ihr Versprechen habe ich schon und Sie dürfen es nun auf keinen Fall zurücknehmen. Die Noth in den untern Klassen ist schrecklich; Hunger, Kälte und Krankheit raffen Unzählige hin — was im Allgemeinen für die Armen geschieht, reicht in gewöhnlichen Zeiten schon nicht aus, aber nun vollends in den unsrigen — das Brod ist immer der Maßstab und Sie wissen Alle, wie klein es ist.“ —

„Ja,“ pflichtete eine ältere Dame bei, „es ist jetzt viel billiger, Kuchen als Brod zu essen und Thoren, die es nicht damit eben so halten wie ich!“

Einige lachten. Helene wußte aber nicht, ob dies ein Witz sein sollte, was ihr im besten Fall eine Albernheit war und ließ sich weiter nicht irre machen, indem sie fortfuhr: „Wohlthun im gewöhnlichen Sinne, Hungernde speisen, Arme kleiden, Kranke pflegen — ist ja immer Sache der Frauen gewesen — die jetzt bestehenden Frauen-Vereine, die sich meist nur mit den Kindern und Arbeiterinnen beschäftigen, sind unzulänglich, wir müssen einen neuen gründen, nur für die Dauer der Theuerung.“

Fräulein von Palmbach sagte: „Ich habe auch schon oft daran gedacht, aber ich wußte nicht, ob ich Sympathieen dafür finden würde —"

Helene reichte ihr die Hand: „Wenn Sie sich der Sache annehmen, so ist sie in den besten Händen, Ihr Name wird uns jedenfalls viele Theilnehmerinnen zuführen — wir besprechen dies noch zusammen im engeren weiblichen Kreise — und nun wird sich gewiß Niemand weigern, zur Gründung dieses Frauenvereins ein Concert zu geben, und zwar so bald als möglich, damit wir die Hälfte der Einnahme noch als Weihnachtsgabe nach Hohengrün schicken können, wo die Noth am ärgsten ist und der Typhus die meisten Opfer fordert. Mein Bruder ist dort gewesen und vermag das Elend nicht genug zu schildern. Anderes als Kleienbrod gibt es dort nicht, und namentlich Kinder sterben buchstäblich vor Hunger; die Bevölkerung ist ohnedies ganz arm, da sie nur von der herabgekommenen Weberei und dem unseligen Spitzenklöppeln lebt — in jeder Hütte fast gibt es jetzt einen Todten und das Röcheln der halbverhungerten Kranken —"

„O still!" rief die Bertini abwehrend, „ich singe ja gern für diese Armen, wie bald und wie viel Sie wollen, aber verschonen Sie mich wenigstens dafür mit solchen gräßlichen Schilderungen —"

Helene dankte für die Bereitwilligkeit, dachte aber bei sich: so sind sie nun! sie halten gern Augen und Ohren zu, als ob dann diese Armen weniger litten,

wenn sie selbst es nur nicht wissen — diese Armen sollen es still und gottergeben ertragen und sie fühlen sich schon unfähig, nur einmal eine Schilderung davon anzuhören. —

Baron von Steinau suchte bald seinen frühern Platz, der in ziemlicher Entfernung von Helenen gewesen war, mit einem in der Nähe derselben zu vertauschen. Steinau war ein Mann von beinahe dreißig Jahren, aber durch männliche Toilettenkünste, durch die ganze Eleganz und Leichtigkeit seines Benehmens hatte er beinahe ein noch junges Ansehen und war in aristokratischen Kreisen eine der beliebtesten und unentbehrlichsten Persönlichkeiten, besonders beim Arrangement von Hoffesten und andern Freuden und Vergnügungen der höchsten Aristokratie. Man sagte, daß ihn nur deßhalb der Prinz, der ein Freund geselliger Vergnügungen war, besonders wenn dieselben einen schöngeistigen Anstrich hatten, zu seinem Vertrauten und beinahe steten Begleiter gewählt. Indeß diejenigen, welche dies glaubten, ließen sich täuschen von dem glatten, lächelnden Gesicht des Barons. Der allmächtige Premierminister, der mit der Camarilla Hand in Hand ging, hatte ihn zum Werkzeug ausersehen, den Prinzen alle die Wege zu führen, welche sie wollten, daß er ginge, ihn aber zurückzuhalten von der Betretung derer, die sie für ihr Heil und für das Interesse *ihrer* Regierung nicht wünschenswerth fanden. Graf Grimmstein, der früher den Prinzen immer auf Reisen begleitet hatte und ihm bei allen

Abenteuern hilfreiche Hand geleistet, begann durch seinen Einfluß auf den künftigen Thronerben dem Fürsten selbst unbequem zu werden. Selbst ohne jeden persönlichen Ehrgeiz und viel zu blasirt, um jemals einen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu wünschen, hatte Graf Grimmstein doch den Prinzen zu einem Stolz und Hochmuth aufzustacheln gewußt, der den Fürsten selbst oft persönlich verletzte und auch wenig den Ideen entsprach, welche dieser selbst von der jetzigen und künftigen Regierung seines Landes hatte. Im Fürsten selbst waren nämlich einige patriarchalische Gefühle und Wünsche für das Beste seines Landes und Volkes aus alter vergangener Zeit haften geblieben. Er liebte das gemüthliche Bild vom Vater des Vaterlandes und liebenden dankbaren Kindern. Doch war er sowohl persönlich zu schwach, als auch zu sehr von andern Fürsten und Staaten abhängig, um im Reiche seines Scepters wirklich so beglückend zu walten, als er den Wunsch hatte. Der schlaue Minister und die feine Camarilla wußten ihn theils über den Zustand des Landes zu täuschen, theils in Abhängigkeit von sich zu erhalten und da er persönlich im Volke beliebt war und sich an den freundlichen und ehrerbietigen Grüßen seiner „Landeskinder" erfreute, wenn er zu Fuß oder zu Wagen sich ihnen zeigte, so glaubte er gern, daß er sie im reichsten Maße beglückt hatte. Ungern vermißte er daher an seinem Thronfolger diese gemüthlichen Zeichen, sowohl der eignen Liebe zum Volke, als von diesem zu

ihm — er schob die Hauptschuld davon auf Graf Grimmstein's schädlichen Einfluß und wünschte diesen zu entfernen. Indeß erklärte ihm der Minister, der mit dem Prinzen viel zufriedener war als mit dem Fürsten, daß dies nicht so ohne Weiteres ginge: „Wir leben ja in keinem absoluten Staate," fügte der Minister mit feinem höhnischem Lächeln hinzu, denn er suchte es dem Fürsten gern ganz en passant begreiflich zu machen, welch unbequemes Ding eine Constitution sei, die der Fürst in frühern Zeiten seinem Volke gegeben hatte. Indeß versprach der Minister, dem Prinzen einen andern Vertrauten zu suchen, der seinen Jahren angemessener sei und unter diesem Vorwand die neue Rolle übernehmen, den Einfluß des Grafen anfangs paralysiren und endlich ihn ganz verdrängen könne. Zu dieser Rolle ward Steinau von ihm ausersehen, ein stiller diplomatischer Schüler des Ministers, den sich dieser längst für vorkommende Fälle derartiger Missionen ausersehen und gewissermaßen dazu abgerichtet hatte. Außer dem Minister wußte beinah Niemand, welcher Diplomat in dem jungen Baron steckte. Der Fürst selbst wie der gesammte Hof hielt ihn für einen jungen Schöngeist, einen harmlosen Damenliebling und, wie gesagt, geeignet, Feste und Festspiele zu arrangiren, aber für weiter Nichts. Ein solcher allgemein beliebter Gesellschafter für den Prinzen war Niemand willkommner als dem Fürsten und er machte ihn sofort zu dessen Kammerjunker.

Steinau behielt die unverdächtige Rolle eines maître de plaisir bei, aber er wußte sich bei dem Prinzen bald unentbehrlich zu machen. Eine Krankheit, von welcher der ausschweifende Graf Grimmstein gerade um diese Zeit befallen war, kam ihm darin trefflich zu Hilfe.

An diesem Abend bei der Stein-Bertini war ihm wieder der Zufall günstig. Der Prinz hatte ihn hingeschickt, weil er eifersüchtig auf seine Geliebte war und sie so viel als möglich von Andern bewachen ließ, wenn er selbst nicht in ihrer Nähe war. Ihre Soireen zu besuchen erlaubte ihm natürlich die Hofetikette nicht. Steinau als Schöngeist und harmloser Hofjunker gab Niemand zu reden, wenn er eine solche Gesellschaft besuchte, in der, wie wir gesehen, auch andere Aristokraten nicht verschmähten, zu erscheinen. Graf Grimmstein freilich wäre nie in eine solche Gesellschaft gegangen, dazu war er zu hochmüthig; er besuchte nur hoffähige Zirkel — und wenn er auch oft genug schon sich herabgelassen hatte, eine Sängerin zu besuchen, so hielt er es doch unter seiner Würde, zugleich mit andern anständigen Personen bei einer solchen zu erscheinen.

Auch dies war Steinau günstig bei seiner Absicht, den Grafen beim Prinzen zu verdrängen. Was ihm aber an diesem Abend besonders willkommen erschien, war das Zusammentreffen mit Helene.

Steinau hatte sie bisher nur im Theater gesehen und sie interessirte ihn, weil der Minister bereits

Winke hatte fallen lassen, daß es wünschenswerth sei wenn man den Prinzen statt für die Stein-Bertini für diese kalte Schönheit entflammen könne. —

Steinau war jetzt etwas verwundert über die Art von Helenen's bestimmtem Auftreten, da er nach dem, was er von ihr gehört, sie für ängstlich und schüchtern gehalten und einen kleinstädtischen Anstrich bei ihr zu finden vermuthet hatte. Aber Nichts von dem Allen!

Er hörte mit Verwunderung, wie sie das Wohlthätigkeitsconcert und den Frauenverein anregte und die Andern für ihre Ideen zu entflammen verstand und wie sie, da die Bertini, Wöllner und der Musikdirector ihre Zusage gegeben, darauf bestand, das Programm sogleich zu entwerfen, da man einmal beisammen sei, Zeit habe und der andere Theil der Gesellschaft sich doch im Namen der Humanität für die Sache interessire. Sie zog ihre Brieftasche heraus und machte sich zum Aufzeichnen des Programms bereit.

„Man muß Ihnen den Willen thun," sagte die Bertini, „und sich so schnell als möglich entschließen, denn eher, sehe ich schon, werden Sie keine andere Unterhaltung aufkommen lassen. Ich werde eine italienische Arie singen, vielleicht aus —"

„O bitte," fiel ihr Helene hastig in's Wort, „nur diesmal nicht! wir geben ein Concert für einen vaterländischen Zweck, für einen deutschen Frauenverein — o nur diesmal nichts Italienisches!"

„Da haben wir den Eigensinn!“ rief die Bertini und man wußte nicht, ob ihr Lachen aufrichtig war oder nur gemacht, ihren Aerger zu verstecken, „Sie sollten mir noch dankbar für meine Wahl sein, denn Sie singen ewig nur deutsche Lieder und da nehme ich Ihnen keines weg!“

Steinau lächelte eigenthümlich in sich hinein: „Sie verwerfen die italienische Musik?“ fragte er Helenen.

„Ich verwerfe sie nur in Deutschland,“ antwortete sie, „ist sie der italienischen Nationalität angemessen, so wird sie für Italien gut sein. Uebrigens war noch gar nicht die Rede von italienischer Musik, sondern nur von italienischem Text — und daß von unserm Concertpublikum nicht ein Hunderttheil italienisch versteht, ist wohl nicht zu bezweifeln. Es ist aber eine Geschmacklosigkeit, Etwas schön zu finden, weil man es nicht versteht.“

Der Musikdirector lächelte beifällig, aber sagte vermittelnd: „Man merkt, daß Fräulein Gärtner noch nicht lange bei uns ist! Ihr Urtheil ist ein wenig scharf — aber das giebt sich mit der Zeit.“

„Ich denke nicht,“ sagte Helene, „anfangs ist man schüchterner im Aussprechen seiner Ansichten, aber je älter und erfahrener man wird, je klarer und bestimmter muß man doch werden.“

„Daraus hört man Ihre Jugend — es ist gerade umgekehrt,“ antwortete der Musikdirector. „Man tritt mit bestimmten Ansichten und Voraussetzungen

in seinen Beruf, in das Leben — man denkt, ohne Weiteres alle Schranken durchbrechen zu können, aber man stößt damit um so erfolgloser an, je heftiger man es versucht, und da man endlich einsieht, auf diese Weise wird Nichts gewonnen, so lernt man sich accommodiren —"

Helene wollte nicht widersprechen, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf und sah mit einem ruhigen Lächeln vor sich nieder, das mehr als alle Worte sagte: ich will doch bleiben, wie ich bin und nicht zurückgehen, weil es bequemer oder vortheilhafter ist, denn zu etwas Anderem führt dies Accommodiren doch nicht.

Indeß hatte sie richtig den Triumph, die Bertini besiegt zu haben, und diese gab ein paar deutsche Piecen an, die sie singen wollte.

„Morgen," sagte der Musikdirector zu Helene: „schicke ich Ihnen das Programm; Anzeigen und alles Weitere müssen Sie aber besorgen, warum wollen Sie, daß Alles so schnell gehen soll."

„Von Herzen gern," antwortete Helene.

Dienstbeflissen erbot sich Steinau, ihr dabei behilflich zu sein, sie solle ganz über ihn befehlen. Sie lehnte es dankend, aber entschieden ab.

So bald als möglich brach Helene auf, nachdem ihr noch Fräulein Palmbach versichert hatte, daß sie ihr morgen ihren Namen und die einiger andern Damen schicken wolle, die als provisorischer Vorstand

des projectirten Frauenvereins die Concertanzeige mit unterschreiben und empfehlen wollten.

Glücklich, daß ihr Alles so nach Wunsch gelungen war, fuhr Helene in der wieder bestellten Droschke nach Hause.

II.

„Auch hier ist Armuth! Ihre Thräne tauft
Den Säugling für die Welt, die endlos böse;
Doch ist sie hier kein Weib, das sich verkauft,
Sie ist ein Kind und arglos ihrer Blöße."
Alfred Meißner.

Am Tage vor dem, an welchem Helene die Wohlthätigkeit zuerst im abendlichen Kreise der Stein-Bertini aufrief, war Bruno wieder in Hohengrün gewesen.

Käthchen Helcke hatte Nichts wieder von sich hören lassen. Obwohl sie so gewiß versprochen, so bald sie in die Stadt käme, Spitzen zu Isidore zu bringen, war sie bis jetzt doch nicht erschienen. Bruno hatte täglich zu Hause danach gefragt und man hatte ihm immer dieselbe verneinende Antwort gegeben. Er sagte, es läge ihm viel daran, Näheres von ihr über die Hungersnoth und Krankheit im Gebirge zu hören — denn wenn auch die inländische Censur unmöglich

mache, darüber zu schreiben, so werde doch ein Bericht in einem ausländischen Blatt eine Stelle finden, und dann daheim nicht ganz ohne Wirkung sein. Aber er müsse erst vollständig geeignetes Material haben, ehe er unternähme, dies zu schreiben.

Als daher ein Tag nach dem andern und eine Woche nach der andern vergangen war, ohne daß Käthchen erschien, fuhr Bruno mit Hugo selbst wieder nach Hohengrün.

Aber sie vermieden unterwegs Fichtenthal mit zu berühren. „Herr Kaiser ist so neugierig!" sagte Bruno, „und zieht ohnedies noch seinen Vortheil von der Noth, die ihn umgibt; er braucht nicht jetzt schon zu wissen, daß wir, was in unsern Kräften steht, versuchen werden, auch ihm und seinen wucherischen Speculationen entgegen zu arbeiten."

Es hielt schwer, einen Wagen nach Hohengrün zu bekommen, denn die Entfernung betrug sieben Meilen und die letzten mußten ohne Chaussee, auf holperigen, steilen Gebirgswegen zurückgelegt werden. Auch sagte man, daß dort die Hungerpest wüthe und das ganze Dorf schon halb ausgestorben sei. An einem grauen, kurzen Wintertage dorthin zu fahren, war keine Lustpartie und die Lohnkutscher begriffen nicht, wie das nur Jemand wagen könne. Endlich ließ Einer sich willig finden. Man fuhr früh um vier Uhr fort und kam gegen Mittag dort an. Futter für die Pferde war mitgenommen worden. Die beiden Reisenden versahen sich selbst mit kaltem Früh-

stück und nahmen ein paar Flaschen Wein, Brot und Bouillontafeln mit für mögliche Fälle.

Hohengrün lag auf einem waldigen Berge ganz in Nebel und Reif gehüllt vor den Ankommenden. Eine Landschaft wie in Stahl gestochen. Alles sieht grau und schwarz aus. Einen grauen Berg wand sich die steinige Fahrstraße hinauf zu den kleinen niedern Lehmhütten von Hohengrün, die sämmtlich mit Schindeln gedeckt sind. Nur die kleine Kirche ist mit einem Schieferdach geziert. An der Seite zieht sich ein finsterer Tannenwald hin, nach dem Thal zu immer düsterer bis in das tiefste Schwarz hinein schattirt. Dahinter ragt das höhere Gebirge empor; eine Kuppe schaut über die andere hinweg und glänzt weiß im winterlichen Schnee. In Hohengrün selbst und weiter in den Niederungen hinab liegt der Schnee nur spärlich, ein graubraunes Naß vertritt meist seine Stelle. Graue Nebel steigen aus den Gründen zu den Höhen empor. Die Wolken hängen in einfarbigen dichten Massen tief herab und küssen die Erde — ach! das ist kein Brautkuß, das ist der unheimliche kalte Kuß des Todes.

Zuweilen sprang ein Haase über die öden Felder, flogen ein paar krächzende Krähen um den Kirchthurm, ein einsamer Raubvogel schwebte vom Tannenwald auf und verlor sich in den Wolken — sonst gab es keine Spur eines lebenden Wesens.

Nahe an der Straße — wenn man anders den engen, holperigen Weg so nennen konnte, der bis an

und durch Hohengrün führte — stand ein Haus, das sich vor den andern Hütten dadurch auszeichnete, daß es ein ziemlich großes Gehöft und einige Stallgebäude um sich hatte. Ueber der Hausthür hing ein verblichenes Schild, auf dem mit Mühe noch die Worte zu erkennen waren: „Concessionirte Schankwirthschaft.“ Eine umgestürzte Krippe vor der Thür erinnerte ferner an diesen Zweck und ein hervorstehender Schmiedebalken zeigte an, daß mit dem Gasthaus zugleich eine Schmiedewerkstätte verbunden sei.

Diese beiden Geschäfte waren jedoch keineswegs so einträglich, daß sie das etwas bessere Aussehen des Hauses gerechtfertigt hätten. Der Fall, daß Reisende hier einkehrten, war schon überhaupt sehr selten, und wenn, so kamen sie gewiß zu Fuß, daß aber ein Wagen hier vorfuhr, wie der unserer Freunde, war unerhört. Der Besitzer dieses Hauses war der einzige Gutsbesitzer im Ort, d. h. er hatte sechs Kühe, zwei Pferde und diesem Viehstand entsprechende Feldwirthschaft, indeß die andern Eigenthümer meist nur Häusler und Gartennahrungsbesitzer waren. Sie besaßen außer ihren Hütten nur ein Stück Hafer- oder Kartoffelland, und einige von ihnen eine Kuh. Uebrigens lebten sie von der Weberei — wenn man es von einem Gewerbszweig „leben“ nennen kann, wo derselbe im buchstäblichen Sinne kaum ernährt, sondern zum Darben und Hungern zwingt. Jener Gutsbesitzer nun hatte Schankgerechtigkeit, er hatte einen Garten am Haus mit einem Kegelschub, wo in guten Zeiten

Sonntags die Männer von Hohengrün Kegel schoben und einen niedrigen Tanzsaal, wo drei Mal im Jahre Tanz gehalten ward. Der älteste Sohn hatte das Schmiedehandwerk erlernt und so kam dies Haus zu seiner jetzigen Bestimmung.

Anfangs ließ sich Niemand sehen als unsere Reisenden hielten. Auf einmal jedoch zeigten sich mehrere Köpfe am Fenster — dann öffnete eine Hand das Schößchen und eine Frauenstimme fragte hinaus:

„Sie sind wohl irre?“

Bruno aber fragte: „Können wir hier ausspannen?“

Die Frau starrte sie ungläubig an. Es war ihr ganz unbegreiflich, daß diese feinen Herren und dieser schöne Wagen in Hohengrün einkehren wollten. Sie war fest überzeugt, sie hätten sich bei dem nebligen Wetter und Weg verfahren. Sie hatte nicht den Muth, noch Etwas zu sagen, machte nach einer Weile das Fenster bedächtig wieder zu und verschwand.

Indeß hatte das Rasseln des Wagens, dieser selten gehörte Klang bereits andere Neugierige aus ihren Hütten gelockt. Graue abgezehrte Gestalten in zerlumpten Kleidern standen sie staunend vor ihren Hütten, aber wagten sich nicht näher.

Endlich öffnete ein junger Bursche das Schenkenthor. Es war der Schmied.

„Sie haben sich wohl verfahren? hat ein Pferd ein Hufeisen verloren?“ fragte er und musterte von

Weitem die Pferde mit Kennermiene, mehr als die Menschen.

Die beiden Freunde waren bereits aus dem Wagen gestiegen, der Kutscher stand mürrisch und ungeduldig bei den Pferden und fragte: „Kann ich denn wenigstens hier füttern? — Futter hab' ich mit —"

„Nun, wenn Ihr Futter mithabt, ist's gut," sagte der Schmied, „wir haben keins mehr übrig und wollen froh sein, wenn es für unser eignes Vieh ausreicht —"

„Können die Pferde auf einige Stunden hier eingestallt werden?" fragte Bruno, „wir haben uns nicht verfahren, sondern wir wollen Euren Schulmeister Helcke besuchen —"

„Den Schulmeister besuchen?" rief der Schmied, und schlug die Hände in einander, „nun, der hat auch noch nicht solch vornehmen Besuch gehabt! — Aber da trefft Ihr es auch traurig genug, vor ein paar Tagen ist sie erst begraben worden!" —

„Käthchen?!" rief Bruno und starrte entsetzt und blaßwerdend den Sprecher an.

„Nein, die Schulmeister'n," war die Antwort, „und er hat auch auf den Tod gelegen, ein Wunder ist's, daß er davon gekommen und daß die Käthe nicht auch dran gemußt hat, wie sonst Alle im Hause —"

Indeß wurden die Pferde ausgeschirrt und in den Stall geführt, der Kutscher ging mit zu ihnen; die Freunde traten in das Haus und in die Stube.

Hier war auch der Besitzer selbst, die Frau und alle die Inhaber der zahlreichen Kinderköpfe, welche vorhin am Fenster gelehnt hatten. Jetzt standen sie mitten in der Stube. Dasselbe Verwundern und Fragen von vorhin wiederholte sich. Während die Freunde sich Warmbier kochen ließen, da anderes warmes Essen nicht zu erlangen war, erzählte die Frau, die das Getränk im Stubenofen bereitete, da diese Stube zugleich auch die Küche mit in sich zu vereinigen schien:

„Na, das ist jetzt ein rechtes Elend hier! Alle Tage fast hört man, daß wieder Eins gestorben ist und es kommt doch von weiter nichts, als vom Hunger. Bei uns ist zwar Gott sei Dank noch Niemand krank geworden, denn wie man sich auch in der theuern Zeit einschränken muß, satt haben wir uns doch noch immer essen können und die faulen Kartoffeln wegwerfen. Aber da fallen die Menschen noch darüber her, ehe sie gar nichts genießen, und da ist's kein Wunder, daß sie sterben. Zum Erbarmen ist's! Wir geben so viel wir können, aber man muß doch auch an sich denken; für ein paar Hundert Menschen kann man doch nicht sorgen, und wenn's bei uns auch alle wird, da gibt's Niemanden mehr, der uns hilft!"

„Und der Schulmeister ist also wohl auch in solcher Noth?“ fragte Bruno.

„Na, das können Sie denken, wie's da ist!“ rief die Wirthin. „Er hat immer wenig genug, aber heuer sind ihm die Kartoffeln mißrathen wie überall und wer ist denn jetzt im Stande, das Schulgeld zu bezahlen? Jetzt ist auch gar keine Schule, denn die meisten Kinder sind krank und dann ist's der Schulmeister selber geworden. Zugleich mit ihm hatte die Frau das Fieber und die ist daran gestorben, der Mann hat's ausgehalten — wer weiß, ob er ganz über'n Berg ist! Die Kinder liegen noch. Die arme Käthe allein ist gesund und hat ihre liebe Noth — nun, sie hat Nichts geschenkt haben wollen, weil sie sagt, es gäbe noch ärmere Leute als sie, aber was sie bei uns geborgt hat, wird sie wohl kaum jemals bezahlen können — und endlich kann man auch nicht mehr —“

„Wie viel beträgt die Summe?“ fragte Bruno hastig.

„Nun, gegen drei Thaler kann es sein — ich habe Alles aufgeschrieben,“ antwortete die Frau und starrte Bruno verwundert an, als dieser schnell drei Thaler ihr hinschob und sagte: „Da ist ihre Rechnung bezahlt und nun borgt Ihr ihr wieder?“

„Herr!“ rief die Frau, „wer sind Sie?“

In Bruno stieg schnell ein Gedanke auf — er erinnerte sich plötzlich an jenen Besuch im wilden Viertel beim alten Regenau, wo man ihn beargwohnt

hatte, weil er dem Manne Geld gegeben, der zufällig der Vater einer hübschen Tochter war — sollte sich hier dasselbe Stück wiederholen? Er erschrak davor gleichermaßen, als es ihn anekelte, immer wieder diesem Verdacht zu begegnen, und dadurch an die allgemeine Entsittlichung erinnert zu werden, der er entsprang — aber am Meisten wollt' er vermeiden, daß irgend ein böser Schein auf Käthchen fallen könne, und er antwortete daher jener verwunderten Frage: „Meine Schwester hatte bei Käthchen Helcke neulich Spitzen bestellt, die sie ihr in die Stadt bringen sollte; nun erklärt sich's, warum sie nicht gekommen. Ich will nun selbst hingehen und die Rechnung mit ihr abmachen.“ —

Bruno hatte sich diesmal in seiner vorigen plötzlichen Voraussetzung getäuscht; der Wirthin war jeder arge Gedanke fern, sie staunte nur über das hingelegte Geld, das in ihren Augen eine so große Summe war, wie sie überhaupt staunte, daß zwei so vornehm und fein aussehende Herren in diesen entlegenen, unglücklichen Ort kamen. Nach dieser Erklärung rief sie plötzlich:

„Ach, so sind Sie wohl gar der Herr, welcher neulich Käthchen und die Lore hergefahren hat? Sie hat es mir erzählt und der Meister Bernhard hat es mir auch gesagt — so was ist noch nicht erlebt worden! und dann hat Käthchen gleich mit Klöppeln angefangen, den feinsten Zwirn genommen und das schönste Muster was sie kann, und hat gesagt: so

wohl sei ihr noch nicht geworden; sie wisse schon, wer ihr diesmal die Spitzen abnehmen werde. Du lieber Gott! ich weiß nicht, ob sie viel wird fertig gebracht haben, denn die Krankheit und Noth ist dann bald über sie hereingebrochen! Nun, Gott segne Euer Kommen!" —

Die Frau war so fest überzeugt, daß nicht gleich zweimal Aehnliches von zwei Personen sich wiederholen könne — daß es nicht mehrere wohlthätige Menschenfreunde in der fernen Stadt geben könne, welche in Verbindung mit diesem Ort kämen, daß sie gar nicht der Bestätigung Bruno's bedurfte, sie habe das Rechte getroffen. Das Warmbier war inzwischen fertig geworden und die Freunde erwärmten sich daran.

Hugo sagte: „Es ist auch eine Kirche hier — ist der Pfarrer ein guter, wohlthätiger Mann?"

„Du lieber Gott!" antwortete die Frau, „die Stelle ist so klein, daß er nicht einmal gewagt hat, darauf zu heirathen. Er erläßt den armen Leuten noch oft das Beichtgeld und die Kirchengebühren, so weit sie ihn selbst angehen, und ermahnt Alle jeden Sonntag zur Ergebung in Gottes Willen — wie er selbst darein ergeben ist; er hat auch gar Nichts auf der Welt!" —

„Ist er alt oder jung?" fragte Bruno.

„Etwa ein Vierziger, aber er sieht viel älter aus. Er hat sich nun einmal hier eingelebt und verlangt keine andere Stelle," berichtete die Wirthin weiter. „Er sagt, er wolle auch hier bleiben, denn ein anderer

Pfarrer, der Frau und Kinder habe, könne es nicht machen wie er, der müsse dann die Leute drücken, um nur selber leben zu können — und es sei doch hauptsächlich nöthig, daß der Pfarrer in allen Dingen das beste Beispiel gäbe, im Ertragen des Unglücks, im Entbehren und in frommer Ergebenheit. Nun, es ist auch wahr, der vorige Pfarrer machte es anders, der hatte obendrein etwas Vermögen, aber er erließ auch Niemandem in der Gemeinde nur einen Pfennig und den Armen hat er niemals ein Stückchen Brod oder nur eine Kartoffel gegeben; freilich war damals die Noth nicht so groß, wie sie jetzt ist, denn das ist schlimmer geworden von Jahr zu Jahr — aber schlecht genug war es immer von ihm, und wie er gestorben ist, hat Niemand Leid um ihn getragen, und wir waren froh, wie seine hochmüthige Sippschaft aus dem Ort hinaus war."

„Es scheint ein vernünftiger Mann zu sein dieser Pfarrer, den man besuchen kann, und die nöthigen Notizen von ihm erhalten," sagte Hugo zu Bruno.

„Ja," erwiederte dieser, „vielleicht können wir ihn bestimmen, mit uns gemeinschaftlich zu handeln und uns jedenfalls auf seine Berichte berufen; das wird unsern Zwecken sehr förderlich sein. Aber erst wollen wir zu dem Schulmeister gehen und unsere Vorräthe mitnehmen, da die Noth dort so groß ist."

Sie ließen sich das Haus beschreiben und gingen dahin; ein Knabe aus der Schenke trug ihnen in einem Korb die Lebensmittel nach. — Die Schule

war gerade eine eben so ärmliche Hütte aus Brettern, Lehm und Schindeln, wie jede andere im Dorf. Das Parterre bestand aus Nichts als der Hausflur und der Schulstube. Eine schmale, hölzerne Stiege hinauf gelangte man auf einen bretternen Raum, wo alles mögliche Küchengeschirr und verschiedener Hausrath stand und von da führte eine kleine, schwarze Thür in die Stube, die nebst zwei Kämmerchen zur Wohnung der Lehrerfamilie diente.

Die Freunde traten in das Haus, ließen ihre Vorräthe unten in der leeren Schulstube absetzen und stiegen die kleine, wankende Treppe hinan. Ueberall gewahrten sie Zeichen der Armuth — aber einer Armuth, welche bemüht ist das Wenige, was sie hat, in Ordnung zusammen zu halten und durch Reinlichkeit und Sauberkeit zu verschönern.

Sie pochten zögernd an, ein mattes „Herein!" antwortete ihnen und sie traten ein. —

Es war eine kleine, niedrige Stube, ein großer, schwarzer Kachelofen, der nur wenig Wärme von sich gab, wie viel Holz er auch in seinen ungeheuren Schlund verschlang, nahm fast ein Drittheil des ganzen Raumes ein. Daneben stand eine Art Sopha mit braunem Leder beschlagen, aber als Rücklehne nur ein paar Latten und an der einen Seitenlehne ein schiefes Lederkissen. Darauf ruhte der Schulmeister, ein bleicher, abgezehrter Mann, nah an die Funfzig. Er trug eine grauwollene, vielfach gestopfte Jacke und ein schwarzes Käppchen auf den dünnen, fast grauen

Haaren; eine wollene, alte Decke war über seine Beine gebreitet. Uebrigens standen ein paar hölzerne Stühle und Tische da, ein altes Klavier, ein Spinnrad und ein paar Klöppelkissen. An den geschwärzten Wänden hing ein Christuskopf, und gegenüber ein in Stahl gestochenes Vaterunser. Eine kleine Thür, welche in die Kammer führte, stand offen. —

Der Schulmeister richtete sich halb erschrocken und verwundert auf, da er die Fremden eintreten sah und rief, sein Käppchen abnehmend aber zu matt, sich selbst zu erheben, nach der offenen Thür zu: „Käthe — es kommen Leute — Herren.“ —

Augenblicklich trat Käthchen ein. Sie war in Trauer gekleidet — wie nun die Armuth zu trauern pflegt. Ein graubrauner Rock, darüber eine graucarrirte Schürze und ein schwarzes Kontuschchen, eine schwarze Schleife im blonden Haar. Sie sah sehr blaß aus, ein tiefer Gram lag in ihrem zarten Gesicht; die blauen Augen waren verweint und lagen tiefer als sonst. Sie erkannte Bruno auf den ersten Blick — grüßte die Herren stumm und sagte, indem ein eigenthümlicher Schein von Hoffnung und Freude über ihr blasses Gesicht zog:

„Vater! das sind die Herren, die so gütig waren gegen die arme Lore und mich!“

„Gott möge es Ihnen segnen!“ sagte der Schulmeister, „aber was führt Sie denn heute in diesen Ort des Elendes?“

„Dieses Elend selbst," sagte Hugo, „man weiß weiter unten im Lande nicht, wie es hier zugeht; wir fühlen lebhaft, daß dies endlich bekannt gemacht werden und etwas Durchgreifendes für die Nothleidenden dieses Ortes gethan werden muß. Mein Freund hier ist Schriftsteller, und wir sind allein um deswillen hierher gekommen, um wahrheitsgetreue Schilderungen über die hiesigen Verhältnisse zu machen."

Der Schulmeister hörte staunend zu, indeß Bruno sich zu Käthchen wendete: „Meine Schwestern dachten immer, Sie würden zu ihnen kommen — nun haben wir erst hier die traurige Veranlassung Ihres Ausbleibens hören müssen." —

Käthchen traten sogleich die Thränen in die Augen: „Ja, Herr, meine Mutter ist — "

Sie konnte das Wort „gestorben" nicht heraussagen — Bruno nahm ihre Hand: „Wir wissen, wie solche Schmerzen sind," sagte er, „aber wie geht es Ihren Geschwistern?"

„Sie liegen draußen — ach Herr! man hat hier kaum einmal einen Arzt, und keine Pflege; wenn es nicht am Nöthigsten fehlte — "

Sie hielt inne; es war, als schäme sie sich doch, die Noth zu gestehen; verlegen sah sie zu dem Vater hinüber und senkte die Blicke zu Boden.

Hugo sagte: „Ich komme gleich wieder," und stahl sich hinaus.

Der Schulmeister sagte seufzend zu Bruno: „Herr wenn das Elend so groß ist wie hier, dann hört die

Verschämtheit der Armuth auf — wir haben vorher niemals geklagt, wir waren zufrieden mit unserm beschränkten Loose — aber da ist nun dies schwere Jahr gekommen! vielleicht wäre die Mutter nicht gestorben, wenn sie sich's nicht selber schon lange Zeit abgedarbt hätte, nur damit die Kinder doch satt bekämen — und nun liegen die armen Würmer doch krank darnieder und es ist, als hätte auch der ihrer vergessen, der sonst die jungen Raben speist."—

„O Vater!" unterbrach ihn Käthchen, „was werden die Herren von Dir denken, wenn Du so redest; diese Worte kommen nicht aus Deinem Herzen — wenn wir nicht mehr denken dürften, daß uns vielleicht der liebe Gott doch noch hilft."

„Er hilft!" sagte Bruno und drückte leise die Hand des frommen Mädchens, „Gott ist nicht Schuld daran, wenn die Menschen so leben und sterben wie hier, sondern die Menschen, welche sein heiligstes Gebot der Liebe und der Gleichheit von ihm nicht befolgen." —

In diesem Augenblick trat Hugo mit den Vorräthen ein, Bruno deutete darauf und sagte: „Eilen Sie, damit den Hunger zu stillen — aber achten Sie auch darauf, daß Niemand zu viel auf einmal ißt, das möchte auch schaden nach langem Fasten." —

Hugo nahm eigenhändig ein dastehendes Glas und schenkte dem Alten Wein ein; er nahm es zitternd, war keines Wortes fähig und ließ Freudenthränen in das Glas perlen, da er trank. —

Käthchen fiel mit gefalteten Händen auf ihre Kniee, sagte lächelnd und weinend zugleich mit einem unaussprechlichen Ausdruck in Gesicht und Stimme: „Der liebe Gott hilft!“ und wollte dann Bruno's Hand küssen. Er hielt sie davon zurück und sagte:

„Eilen Sie jetzt, den Kindern ein Stückchen Brod zu geben und essen Sie selbst, dann kochen Sie diese Bouillontafeln in Wasser, das wird Sie Alle kräftigen — und nachher reden wir mehr mit einander.“ —

Käthchen war keines Wortes mehr fähig, sie that Alles, was er ihr hieß, lief mit freudiger Hast hinaus in die kleine Kammer, wo die Kinder lagen. Bruno folgte ihr dahin. — Ein Mädchen und ein Knabe von neun und sieben Jahren lagen auf einer dünnen Streu von Stroh, mit grauem grobem Linnen bedeckt, wollene Decken waren über die Kleinen hinweg gebreitet — sie sahen bleich aus, abgezehrt und matt. —

Käthchen kniete zu ihnen nieder, gab jedem ein Stückchen Brod und sagte liebreich: „Da eßt! und nun braucht Ihr nicht mehr zu hungern! Der liebe Gott hat uns gute Menschen geschickt, die Brod gebracht haben und eine warme Suppe, die ich kochen will — eßt — und dann dankt dem lieben Gott, der Euch nun wieder gesund machen wird — und dankt auch den lieben Herren da!“

Die Kinder fielen gierig über das Brod her; in wenig Augenblicken war das Stück verschwunden, wie

sehr Bruno auch mahnen mochte, daß sie nicht zu hastig essen sollten. Er beugte sich zu den Kleinen, die ihn verwundert anstarrten, aber zu schüchtern, vielleicht auch zu matt waren, um zu sprechen, und reichte jedem einen Löffel voll Wein, der augenblicklich wie ein warmer Lebensstrom die kleinen Körper zu durchrieseln schien.

Dann ging er wieder hinein in die Stube, wo Käthchen die Suppe kochte. Er drang auch ihr etwas Wein auf, obwohl sie erst nicht wollte, und sagte, das dürfe nicht für sie sein, sondern nur für die Kranken.

„Und daß Sie nicht auch krank werden!" sagte Bruno. —

„Das ist Recht!" stimmte der Schulmeister bei, „ein Wunder ist's, daß sie noch gesund geblieben, so mitten unter uns Kranken! Und wenn Sie vollends wüßten, wie sie uns gewartet und gepflegt hat, und sich selber Alles versagt! Ich weiß selber nicht, wie sie es gemacht, daß wir nicht Alle schon eher Hungers gestorben sind! Und dabei hat sie immer noch geklöppelt in jeder Stunde, da wir ihre Hilfe nicht brauchten; sehen Sie nur, wie matt ihre Augen sind vom Arbeiten, Weinen und Hungern!"

„Ach Vater, redet doch nicht so," bat Käthchen verschämt — und ein holdes Roth blühte auf ihren blassen Wangen auf — war es vom Wein, oder vom Feuer, das sie angezündet und an dem sie arbeitete, oder von einem andern, innern Gefühl?

„Aber," sagte Käthchen, da sie den Vorrath von Brod und Wein übersah, den man auf den nächsten Tisch gestellt hatte: „Das dürfen wir nicht Alles für uns allein behalten; wenn Ihr satt seid, dann will ich zu den Nachbarn gehen und ihnen auch davon geben!" —

„Ihr könnt damit thun, wie Ihr wollt," sagte Bruno, „aber zuerst denkt an die kranken Geschwister und den genesenden Vater! Wir würden mehr mitgebracht haben, wenn wir gewußt hätten, daß die Noth wirklich so ungeheuer ist, wie wir nun sie finden, aber wir werden bald wiederkommen und mehr bringen; indeß sorget für Euch selbst, so gut es gehen will. Wir waren zuerst in der Schenke. Die Wirthin dort ist gut, sie hat Euch sehr gerühmt, Käthchen, und wird Euch geben, womit sie Euch noch aushelfen kann."

„Ach Herr," sagte Käthchen, „nur die größte Verzweiflung könnte mich noch einmal dorthin treiben! Sie wissen nicht, wie —"

Das Mädchen sagte dies mit solcher Angst und Niedergeschlagenheit, daß Bruno gegen die Wirthin Verdacht faßte und hastig fragte: „Hat man Sie in der Schenke unfreundlich behandelt?"

„Das nicht," antwortete Käthchen, „aber ich schäme mich, dort noch mehr zu erbitten und zu erborgen — ich bin schon so viel dort schuldig geblieben und kann es nicht eher bezahlen, bis —"

„Bis meine Schwester Ihnen die bestellten Spitzen abgekauft hat? nicht wahr?“ fiel ihr Bruno in’s Wort, „so gebt mir dann mit, was fertig ist; meine Schwestern können so viel brauchen, daß es ihnen gleich ist, in welcher Art die Spitzen sind!“

„Ach, das ist herrlich!“ rief Käthchen mit freudestrahlendem Gesicht und wollte sogleich auf eine kleine Lade zulaufen, welche unter dem Sopha stand, aber Bruno hielt sie zurück und sagte:

„Das hat Zeit! erst theilt die warme Suppe aus, das ist nöthiger.“ —

Käthchen gehorchte stumm; sie goß indeß kochend gewordene Brühe in zwei Schüsselchen, in die sie Brod geschnitten hatte, gab die eine dem Schulmeister, mit der andern ging sie in die Kammer und lehnte die Thür an, die fremden Herren sollten nicht sehen, wie hungrig sie draußen mit den Kleinen das seltene, herrliche Gericht aß, und doch selbst nur das Wenigste davon genoß, um es den Geschwistern nicht zu entziehen. —

„Gott segne es Ihnen!“ rief der Schulmeister, da er zu essen begann, „und Alles, was Sie an uns armen Leuten thun! Also, Sie sind hergekommen, nur um die Noth mit eigenen Augen zu sehen, von der man im Niederlande Nichts weiß und es dann den Leuten dort zu erzählen? Gott möge es Ihnen lohnen! — Sind Sie vielleicht Commissair der Regierung?“ —

Bruno lächelte: „Nein, ich bin nur ein armer Schriftsteller, der sich wunderte, daß hier so gräßliche Dinge geschehen, und da auf anderm Wege nicht zuverlässige Nachricht zu erhalten war, macht' ich mich mit meinem Freund, einem Maler, selbst auf, um die Wahrheit zu erfahren. Ich finde, daß die Gerüchte nicht übertrieben haben, daß es schlimmer ist, als ich mir jemals träumen ließ. Die Regierung scheint nicht Zeit zu haben, sich um Euch, um hungernde Provinzen und eine aussterbende Bevölkerung zu kümmern, und weil sie dazu weder Zeit und Lust hat, will sie von der ganzen Sache Nichts wissen: es ist verboten, in den inländischen öffentlichen Blättern zu sagen, wie es eigentlich steht, und daher kommt es, daß auch gute, mitleidige Menschen die Berichte Einzelner hierüber, die sie im Privatleben hören, für übertrieben halten, sie sagen: wenn es sich so verhielte, würde man davon in den Zeitungen lesen und die Regierung würde Etwas thun, die Noth zu mildern u. s. w. Diese guten Leute irren — aber ihr Mitleid und ihr Wohlthun wird sich verdoppeln, wenn es mir doch gelingt, ihnen zu sagen, wie es hier zugeht — ach! ich bin erst in einer Hütte gewesen, und ich weiß schon genug!"

Der Schulmeister lächelte: „Jetzt wissen Sie noch nicht, wie es eigentlich ist!" Er streckte Beiden seine Hände hin, und die geleerte Suppenschüssel auf die Seite schiebend, sagte er dankend: „Ihre Gabe hat mich wunderbar gestärkt und ich habe nun die

Kraft, ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden. — Sie sind erst in der Schenke gewesen, und da sind reiche Bauersleute, die haben heuer weniger als andere Jahre, und müssen sich auch einschränken, aber sie haben darum noch keine eigentliche Noth. Dann sind Sie zum Schulmeister gekommen — Sie haben uns krank und hungernd gefunden und in Schulden — Sie haben gehört, warum und woran meine gute Frau gestorben ist —" er hielt einen Augenblick inne und trocknete seine hervorquellenden Thränen mit dem Aermel seiner Jacke, „aber sehen Sie, wir haben einst bessere Tage gekannt! Meine Frau war eine Lehrerstochter aus der Stadt und hatte es gut, so lange ihr Vater lebte; ich bin der Sohn eines Handwerkers und habe auch keine Noth gehabt, so lange ich zu Hause war, auch im Seminar brauchte ich Nichts zu entbehren. Ich ward endlich Lehrer in dieser Gegend. Ich habe 150 Thaler jährlich und diese Hütte, und was ich sonst noch von den Leuten hier bekam. Wie wir herkamen, war die Weberei und das Klöppeln im Flor, die Leute gewannen mich lieb — nun, wir konnten nicht in Herrlichkeit leben, aber wir waren zufrieden, denn wir hatten keine Noth, da wir es einzutheilen wußten. Wir haben Käthchen in unsern Grundsätzen nicht nur, sondern auch in unsern Gewohnheiten erziehen können — Sie sehen uns jetzt in der tiefsten Noth, aber Sie finden keine Unwissenheit, keine Rohheit, keine Unordnung hier, keine Unsittlichkeit — nun gehen Sie in die andern Hütten und sehen, wie Sie

es dort finden! — Herr! wenn Sie die Kinder verwahrlost sehen, verwildert — vielleicht geben Sie dem Schulmeister die Schuld! Aber ich muß achtzig Kinder in einer Klasse haben, und da können Sie sich denken, wie nur die etwas lernen, die von Haus aus den Trieb und natürliche Anlagen dazu haben, und nicht einmal diese! Denn sie werden zu Hause davon abgehalten, oft aus der Schule heimbehalten — und man kann den Eltern keinen Vorwurf daraus machen, denn die Kinder müssen ja — verdienen! sonst können, wenigstens in solchen Zeiten, die Familien nicht leben. Sie müssen Spitzen klöppeln oder am Webstuhl des Vaters helfen. Sehen Sie die Kinder an! jetzt bin ich den Anblick gewohnt; aber wie ich herkam, fielen sie mir auf und es wird Ihnen eben so gehen. Es sind bleiche, stumpfe, dürftige, verwahrloste Geschöpfe. Sie haben keine andere Nahrung als Kartoffeln, wie auch ihre Mütter keine andere hatten. Die Mütter sind schon von kleinauf und als Mädchen am Klöppelkissen verkrüppelt; sie können keine andere Kinder zur Welt bringen! Und die Kinder müssen wieder klöppeln, sobald sie nur die kleinen Fingerchen regen können; kindliche Spiele und Freuden kennen sie nicht, selten nur kommen sie aus den dumpfen, engen Stuben. Und sehen Sie diese Hütten an! Sie werden denken, daß kaum eine für eine Familie Raum hat! Aber es wohnen meist zwei, oft drei Familien darin. Die Kinder, die Mädchen und Jünglinge, werden abgestumpft für alle jugendlichen

Gefühle, für alle Scham sogar — sie sind unsittlich und wissen gar nicht, daß sie es sind! O Herr, es ist ein Abgrund von Versunkenheit und Elend, und der äußere Schmutz, in dem diese Menschen hinleben, ist nur ein schwacher Widerschein ihres innern Schmutzes.“ —

Die Freunde hörten erschüttert zu: „Und hat nur die jetzige Theuerung die Armuth und das Elend hier so gesteigert?“ fragte Hugo.

„Gesteigert wohl,“ sagte der Schulmeister, „aber das sittliche Elend, von dem ich sprach, das war immer so. Jetzt zeigt sich's nun in seiner ganzen Thierheit. Jetzt können Sie in jenen Hütten sehen, wie sich nicht nur Fremde, sondern Glieder einer Familie, Mann und Frau, Bruder und Schwester schlagen und miteinander ringen um ein Stückchen Brod, denn der Hunger macht die Menschen, die hier sonst so still und friedlich sind, zu wilden Bestien! Freilich gibt es auch Mütter, die für ihre Kinder darben und sterben — und meine Frau ist nicht die einzige, die das gethan hat — die Mutterliebe verleugnet sich ja am Seltensten!“

Die Erinnerung machte ihn wieder trauriger und stumm. Bruno frug nach einer Pause, da Hugo's Frage eigentlich nicht beantwortet war: „Und ist die Mißernte allein Schuld an den traurigen Zuständen, wie wir sie jetzt hier finden?“

Der Schulmeister schüttelte traurig den Kopf. „Dann könnte man sich allenfalls noch trösten mit

der Aussicht auf bessere Jahre. Aber mit der Weberei und dem Klöppeln ist es seit Jahren bergab gegangen und Sie wissen allein, wie Fabriken und Maschinen jede Hand- und Hausarbeit ruiniren. Die Leute haben immer weniger Arbeit gehabt, und sie ist immer schlechter bezahlt worden. Man hat allmälig durch schlaue und betrügerische Zwischenhändler ein scheußliches Trucksystem eingeführt, das die Leute zwingt, immer billiger zu arbeiten und sie immer mehr in die Hände der Händler und Kaufleute liefert. Sonst gingen sie noch selbst in die Städte, auf die Jahrmärkte, zu den Messen — sie sahen und hörten dort etwas Neues, lernten für ihre Arbeit zweckmäßige Neuerungen und Verbesserungen — jetzt können sie das nicht mehr. Die Händler kommen her und kaufen es im Orte auf. Dadurch hört die Concurrenz auf, sie müssen die Preise nehmen, die ihnen der Händler bietet — denn es kommt immer nur ein bestimmter her — die Händler sind einig unter sich und hüten sich wohl, miteinander zu concurriren, damit nicht daraus ein Vortheil für die Arbeiter entstehen könnte. Da diese nun Nichts mehr von der Welt sehen und hören, so bleiben sie auf ewig bei ihrer alten Art, ihren alten Mustern und dem ganzen alten Schlendrian — und so mag endlich ihre Waare gar Niemand, oder sie müssen sie immer noch billiger schaffen. Sie haben schon lange gedarbt — nun kommt die Mißernte, ihre eignen Kartoffeln sind verfault: ihr eigner Zuwachs ist mißrathen — die Theuerung ist allgemein,

die Geschäfte stocken, die Händler entschuldigen sich mit den schlechten Zeiten, und zahlen noch weniger oder nehmen gar keine Waare, drohen, die schon bestellte wieder abzubestellen — o, es ist gar nicht zum Verwundern, es geht Alles nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt."

„Aber es zeigt sich, wie unvernünftig, unmenschlich dieser Lauf der Welt ist," sagte Bruno aufgeregt; „das, was wir den Lauf der Welt nennen, ist weder der Wille Gottes noch das Gesetz der Natur — es ist kein Unabänderliches, das man so hinnehmen muß, sondern es ist ein Ding menschlicher Thorheit und Willkür, das man mit menschlicher Vernunft und Liebe zu verändern verpflichtet ist."

Der Schulmeister sah staunend auf, er wußte nicht, wie er solche Worte sich deuten sollte.

Indeß war Käthchen wieder hereingekommen, hatte sich mit der kleinen Spitzenlade zu Bruno's Füßen gesetzt und reichte ihm einige Stück Spitzen daraus entgegen. Eines von außerordentlicher Feine und Breite legte sie mit stolzem Lächeln auf ihr dunkles Kleid, damit das schöne Muster hervortrete: „Das wollte ich Ihrer schönen Schwester bringen!" sagte sie.

Bruno fragte nach dem Preis.

„Ach," sagte sie verschämt, „Sie sind heute vielleicht unser Aller Lebensretter gewesen, und schon neulich waren Sie so gütig — da ist es so schwer, Etwas zu fordern und noch mehr — anzunehmen."

„Käthchen,“ sagte Bruno verweisend, „Sie müssen an die Kleinen draußen denken.“

Sie seufzte und sah wieder auf die Spitzen: „Die feinen sind den Leuten immer zu theuer,“ sagte sie verlegen, „aber Ihre Schwester wollte recht schöne haben.“ —

„So sagen Sie nur den Preis,“ bat Bruno, „es ist meiner Schwester nicht zu theuer, sie hat mir fünf Thaler zu Spitzen mitgegeben, ich bezahle es ja nicht, sondern sie.“ —

„Fünf Thaler!“ rief Käthchen und schlug staunend in die Hände, „da reicht mein ganzer Vorrath nicht. Die schönsten hier sollten das Stück zwei Thaler kosten — die andern sind nur zu einem halben Thaler und da habe ich nur vier Stück fertig.“

Bruno nahm die Spitzen, die sie ihm zierlich einwickelte, und gab ihr fünf Thaler hin; sie verweigerte standhaft den fünften und nahm nur vier. „Vater!“ rief sie, „nun haben wir jetzt keine Noth und der liebe Gott wird weiter helfen! Aber nun will ich ein Brod zu den Nachbarn tragen!“ Und sie sprang hastig auf, um noch Andere an ihrer Freude Theil nehmen zu lassen.

Bruno und Hugo gingen mit ihr. Der Schulmeister stammelte rührende Worte des Dankes. Sie sagten, daß sie noch zum Pfarrer gehen wollten. „Ein guter, frommer Mann,“ sagte der Schulmeister, „aber ich weiß nicht, ob er zu Ihnen passen wird.“ —

Sie gingen mit Käthchen in die nächste Hütte. Die Beschreibung des Schulmeisters war getroffen gewesen — es waren herzergreifende Dinge, welche sie gewahrten. Bleiche, verzweifelnde Mütter, wimmernde Säuglinge, Männer, mit der verbissenen Wuth des grimmen Hungers, Sterbende, für die auch die Nahrung zu spät kam. —

Sie gaben alles Geld hin, was sie noch zu geben hatten, und da sie damit fertig waren baten sie Käthchen, sie zu dem Pfarrer zu führen.

Aber er war nicht da. Er war in das nächste Dorf gegangen, das mit zu seiner Gemeinde gehörte, und ward nicht vor Abend zurück erwartet. So lange konnten sich die Freunde nicht verweilen. Sie baten Käthchen, den Pfarrer von ihnen zu grüßen und ihre Absicht zu erzählen.

„Ja, das werd' ich gewiß!" rief sie aus tiefster Seele. —

Da sie von einander Abschied nahmen, gab sie jedem eine Hand; Bruno drückte sie fester als Hugo; sie sah erst in seine Augen dann gen Himmel und sagte weinend — aber mehr vor Freude, als vor Schmerz:

„Der da oben weiß es, wie mir jetzt ist — er kann's allein vergelten — ich vermag nicht einmal, meinen Dank zu sagen!" —

III.

„Das nennt Ihr fest? Das ist die Kraft der Schwäche!
Im Niedern halten, wo es Hohes gilt,
Ist die Beständigkeit der kleinen Seelen."

Mosenthal.

Es war fünf Uhr Nachmittags.

Der Premierminister war von der Mittagstafel aufgestanden und hatte sich in sein Cabinet zurückgezogen, um ein wenig Siesta zu halten und dabei in Gedanken zu arbeiten.

Das Cabinet war mit der äußersten, vornehmen Eleganz meublirt. Silbergraue Tapeten mit goldenen Leisten, Mahagonimeubles mit grünem Sammet beschlagen, Vorhänge von gleichem Stoff vor den hellpolirten Flügelthüren, und andere von feinem Weißzeug mit der schönsten Stickerei an den Fenstern. — Die Rouleaux, mit gothischer, bunter Malerei, waren herabgelassen, eine hohe Kugellampe mit einem grünen, feingeschnittenen Papierschleier überdeckt, brannte

auf dem Sophatisch, zwei Wachskerzen auf dem Schreibepult. —

Der Minister lehnte mit übereinander gekreuzten Beinen im Sopha. Es war eine lange, hagere Gestalt, ein angehender Funfziger; sein Gesicht drückte Stolz und Verachtung aus und seine ganze Erscheinung trug das Gepräge jener entschiedenen, angebornen Vornehmheit, welche für die meisten Menschen etwas Imponirendes hat.

Der Vorhang der einen Thür ward jetzt ein Wenig zurückgeschoben, und ein reichbetreßter Diener fragte hindurch: „Herr Baron von Steinau bittet um die Ehre, vorgelassen zu werden.“

Der Minister winkte bejahend, indem er ein Wenig das Kinn so wie die Augenlider erhob und Beides schnell wieder senkte.

In der nächsten Minute trat Steinau ein und verneigte sich ehrerbietig; der Minister blieb sitzen, grüßte ebenfalls nur stumm und lud mit einer nachlässigen, bezeichnenden Handbewegung den Eintretenden zum Niedersetzen in den schräg neben dem Sopha stehenden Lehnstuhl ein.

Der Baron gehorchte dem Wink, so wie einem zweiten, der ihn sprechen hieß und begann: „Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit, und habe deshalb Ursache, zu bedauern, daß Excellenz diesen Morgen nicht zu sprechen waren.“

„Sie wissen, wie man mich in der Audienzstunde umlauert,“ entgegnete der Minister, „war Ihre

Sache so außerordentlich wichtig und eilig, so konnten Sie mir dieselbe schriftlich vortragen, ich hätte dann Ihre Depesche mit den andern durchflogen."

„Dazu waren meine Mittheilungen nicht geeignet," sagte Steinau entschuldigend.

„Bitte, kommen wir nun ohne weitere Umschweife zur Sache, besonders wenn sie wirklich so wichtig ist, wie Ihre Mienen andeuten möchten," unterbrach ihn der Minister ungeduldig.

Steinau biß sich in die Lippen, suchte den Aerger zu überwinden, der ihn mehr noch als über die wegwerfende Ungeduld des Ministers darüber anwandelte, daß dieser in seinem Gesicht lesen wollte und sagte: „Ich war gestern Abend, wie schon zuweilen, im Auftrag Seiner Hoheit bei der Stein-Bertini — Helene Gärtner war dort —" er hielt inne um zu sehen, ob diese Worte irgend einen Eindruck auf den Minister machten; dieser sah aber jetzt gerade eben so gleichgültig aus, wie vorhin, und gab nur durch ein zugleich ungeduldiges und gleichgültiges „Nun" zu erkennen, daß er nicht begreife, warum der Redner schon wieder inne halte; daher fuhr dieser fort:

„Die Gärtner erschien in diesem Cirkel offenbar nur, um eine übertriebene Schilderung von der gegenwärtigen Theuerung und deren Einfluß auf die Armen zu machen; und sie wußte es durch ihre Ueberredungsgabe dahin zu bringen, daß sofort die Gründung eines Frauen-Vereins für die Nothleidenden beschlossen ward;

und übermorgen wird schon ein Concert zu diesem Zweck veranstaltet."

„Und das ist Ihre ganze wichtige Mittheilung?" antwortete der Minister verächtlich, „und Sie können es bedenklich finden, daß ich sie nicht früher erfahre?"

Ich glaubte nicht, daß dergleichen Veranstaltungen Ihren Beifall hätten; und während es jetzt schon schwieriger sein dürfte, würde es am Morgen noch leicht gewesen sein das Concert ohne Eclat zu verhindern, und ebenso den Verein. —

„Dazu ist gar kein Grund vorhanden," sagte der Minister ruhig und brachte seine ausgestreckten Beine in eine andere Lage. „Im Gegentheil, die Aristokratie wird das Concert zahlreich besuchen und dem Frauenverein wird meine Gemahlin beitreten, oder vielmehr dessen Gründung in die Hand nehmen; das ist noch besser, denn so kommen wir der Bourgeoisie und dem niedern Adel zuvor."

Steinau war sehr ärgerlich über die Aufnahme, welche seine Mittheilung fand, aber obgleich er eine andere erwartet hatte und sich in diplomatischen Kunstgriffen noch lange nicht mit dem Minister, diesem alten geschulten Praktiker, messen konnte, wußte er doch genug von dieser Kunst um nicht mit einem Mal alle Pfeile zu verschießen, die er bei sich hatte. Er gab sich ebenfalls Mühe kalt zu sein und indem er den Minister mit den Augen fixirte, um zu sehen ob nicht seine zweite Neuigkeit einen stärkern Eindruck machen werde, sagte er: „Man will in der Concertanzeige

zugleich bemerken, daß die Hälfte der Einnahme für die von der Hungerpest heimgesuchten Einwohner von Hohengrün bestimmt sei."

Der Minister hob den Kopf ein wenig empor, aber er versuchte die unangenehme Bewegung welche die Nennung der beiden Worte: „Hungerpest" und „Hohengrün" ihm verursachte zu unterdrücken und fragte gespannt:

„Wie ist man auf diesen Einfall gekommen?"

„Die Gärtner gab eine Beschreibung des dortigen Elends; „mein Bruder ist gestern dort gewesen" sagte sie — Excellenz wissen daß dieser Bruder ein gefährlicher communistischer Schriftsteller ist" — und der Baron hielt wieder gespannt inne, wie ein kluger Feldherr, der nicht in einem Anlauf zu weit vorrückt. —

Verächtlich entgegnete der Minister: „Wenn solch ein Subjekt wirklich gefährlich wird, kann man es auch beseitigen, bis jetzt waren diese communistischen Schwindler unpraktisch und unpopulär, diese Leute gefährden die Ruhe des Staates noch nicht. — — Was übrigens die Concert-Anzeige betrifft, so müssen die Unternehmer wie Sie wissen, vorher um Erlaubniß bei der Kreisdirection nachsuchen." —

„Man hat dies schon diesen Morgen gethan, und zwar unter der Firma eines Concertes zum Besten der durch die Theuerung Nothleidenden" — sagte der Baron. —

„Und es versteht sich, daß die Kreisdirection keinen

Grund hat dies abzuschlagen, und also ist die Erlaubniß ertheilt," sagte der Minister ruhig. „Indessen sind die Censoren längst instruirt, verlassen Sie sich darauf: von Hohengrün wird in keiner Concert-Anzeige die Rede sein."

Steinau fühlte sich geschlagen und ließ dies Thema fallen.

„Haben Sie noch Etwas zu sagen?" fragte der Minister mit der vorigen Ungeduld.

„Diese Sängerin Helene Gärtner," begann der Baron „theilt die Excentricitäten ihres Bruders — hinter einem bescheidenen Benehmen birgt sie einen schroffen nud starren Charakter, sie ist eine überspannte Schwärmerin und unter den Frauen das, was ihr Bruder unter den Männern; wollen Sie noch, daß wir mit ihr die Bertini bei dem Prinzen verdrängen?"

„Gerade weil sie so ist, wie Sie mir sie schildern, können wir sie für unsere Zwecke brauchen;" sagte der Minister bestimmt.

„Ich setze den Fall," wendete der Baron ein, „es gelänge, die Gärtner zur Geliebten des Prinzen zu machen — denn Theaterprinzessinnen verschmähen keine wirklichen Prinzen — so wird sie allerdings nicht wie die Bertini gelegentlich damit prunken, sie wird einen Schleier auch über dies Verhältniß werfen, weil sie einmal die Prüde spielt, und ein Tugendspiegel auf der Bühne sein will; aber meinen Sie nicht, daß eine Schwärmerin wie sie gefährlich werden kann?

Wenn sie es sich nun in den Kopf setzte dem Prinzen schöne Reden über die Hungersnoth im Lande zu halten, wie sie uns gestern eine hielt; wenn sie ihre Tugend nicht um den gewöhnlichen Preis verkaufte, sondern die wirren sogenannten Zeitideen aus dem Kopfe ihres Bruders in den des Prinzen verpflanzte? wenn ihn die Lust anwandelte, nicht nur überhaupt einst selbst zu regieren, sondern sich populär zu machen für seine Zukunft, und"—

Der Minister winkte lächelnd mit der Hand: „In der That," unterbrach er den Sprecher, „diese tugendhafte Sängerin muß eine eigene Gabe haben Männerherzen zu bestricken, sonst würde sie nicht einen so klaren Verstand wie den Ihrigen in solcher Weise verwirren können. Die Zeiten wo Maitressen das Land regierten sind vorbei, und noch viel mehr die, wo überspannte Frauen aus ihren fürstlichen Geliebten Helden oder Volksfreunde machen wollten; ich bezweifle überhaupt, daß dergleichen jemals existirt haben und glaube, daß sie nur Fictionen aus dem Hirn überspannter Schriftsteller sind. Im Gegensatz zu Ihrer Voraussetzung finde ich es sehr zweckmäßig, daß diese Sängerin die Schwester Bruno Gärtner's ist indem er, wenn er sie zu Reichthum und Macht„ insoweit diese für eine Theaterprinzessin paßt, gelangen sieht, selbst von beiden etwas für sich erlangt, und so ganz en passant auch für den Hof gewonnen wird. Auf jeden Fall werden wir dadurch einen lästigen Schreier los, und wenn er sich kirren läßt vielleicht

seine Feder für uns und den Hof zu führen, statt wie jetzt, dagegen: dann zeigt es sich auf's Neue, wie es diesen oppositionellen Scribenten nur um Aufsehen, Ruhm und Geld zu thun ist, und sie jederzeit auf der Seite stehen, wo sie hoffen, dies am Bequemsten finden zu können. Doch dies nur nebenbei. Es kommt eben nicht viel auf derartige Subjekte an." Der Minister nahm wieder eine andere Stellung an und sagte indem er den linken Arm auf die Sophalehne gleiten ließ: „Wie geht es dem Grafen Grimmstein?"

Der Baron zuckte die Achseln: „Er muß noch das Zimmer hüten, aber er ist noch eben so wie früher in die Gärtner verliebt. Ein schönes Halsband, das er vor ein paar Tagen ihr mit seiner Karte gesendet, hat sie ihm zurückgeschickt."

„Eine plumpe Bewerbung!" warf der Minister hin. —

„Er muß wohl früher bei andern Damen damit reüssirt haben, sonst hätte er es feiner angefangen. Indeß werde ich den Prinzen anspornen, über ihn zu triumphiren und somit zwei Zwecke verfolgen und — erreichen: den Prinzen mit der Gärtner zusammenzubringen und ihn von Grimmstein zu entfernen."

Der Minister lächelte beifällig; dann fragte er: „Sonst noch Etwas?" —

Steinau erhob sich zum Zeichen, daß er nichts mehr zu berichten habe und fragte: „Haben mir Excellenz Etwas aufzutragen?" —

Der Minister gab mit Hand und Blick ein Zeichen,

daß er ihn entlasse, und Steinau entfernte sich mit ehrfurchtsvollem Grüßen.

Da er hinaus war, verschwand das wegwerfende kalte Lächeln aus dem Gesicht des Ministers vor einer bedenklichen Miene; er erhob sich und ging mit langsamen weiten Schritten im Gemach auf und nieder. Wohl war Steinau sein Günstling, seine Creatur, sein Werkzeug, aber in der Diplomatie traut Keiner dem Andern und der Minister hätte es unter seiner Würde gefunden auch seinen Günstling nur den kleinsten Grad von Verlegenheit oder Bestürzung merken zu lassen. Der Minister hatte den eben erhaltnen Bericht keineswegs im Innern mit derselben Gleichgültigkeit empfangen, die er im Aeußern zu heucheln wußte. Zwar, seine Meinung über Helene und ihre Ungefährlichkeit war wesentlich dieselbe welche er aussprach: er dachte so niedrig von den Frauen und von den Schauspielerinnen insbesondere, auch war er zu sehr von den bestechenden Einflüssen fürstlicher Gunst überzeugt, als daß er am Gelingen seines Plans hätte zweifeln sollen, aber er wollte nicht nur en passant wie er sagte, Bruno auf diese Weise für sich gewinnen, sondern dies war einer seiner Hauptzwecke.

Der Minister hütete sich wohl, es jemals einzugestehn, aber er hatte eine ungeheure Furcht vor dem was er „Communismus" nannte und vor allen Schriftstellern welche der Sache des Sozialismus huldigten. Vielleicht war es wirkliche Staatsklugheit, vielleicht auch nur eine Art Instinkt, die ihn die Sozialisten

fürchten ließ als die eigentlichen Politiker, das Proletariat mehr als die Bourgoisie, obwohl damals das erstere sich noch ziemlich ruhig verhielt, während die letztere zum großen Theil mit dem bestehenden Ministerium unzufrieden, Opposition machte gegen dasselbe, und in den Kammern, bei Zweckessen und durch die Presse ihrem Unwillen Luft zu machen suchte. Allen diesen constitutionellen Bestrebungen „auf dem Boden des Gesetzes," die sich so breit als möglich machten, sah der Minister lächelnd zu. Er fürchtete sie nicht, kaum daß er sie beachtete. Die Presse hatte er durch die Censur ganz in seiner Hand und Bücherverbote gehörten überall zur Tagesordnung. Was in den Kammern gesprochen ward, war Nichts als constitutionelles Geschwätz das zu Nichts führen konnte, denn man hatte sich längst darauf eingerichtet, die Constitution nur zum Schein fortbestehen zu lassen und an eine Erweiterung der landständischen Befugnisse war nicht zu denken, dieselben sollten vielmehr nach und nach zu einem Schattenspiel herabsinken, das auch im eigentlichen Volke an Sympathie verlieren müßte. Die Zweckessen wurden vollends als ein harmloses Vergnügen betrachtet, da es der Regierung gleich sein konnte, ob man hier „die Verfassung" leben ließ, sobald dafür gesorgt war, daß sie in der Wirklichkeit todt blieb. So kam es auch, daß die Censur gegen politisch-liberale und radikale Schriften noch milder gehandhabt ward, als gegen die von sozialer Tendenz; und daß selbst einfache Thatsachen, wie die gegen-

wärtige Theuerung, die dadurch bedingte Vermehrung des Proletariats und das Wüthen des Hungertyphus in einigen Gegenden des Landes und die steigende Unzufriedenheit und Erbitterung der untern Schichten so lange geheim gehalten wurden, und zwar aus dreifachen Gründen. Einmal sollte der Fürst nicht erfahren, wie glücklich sein Land, wie väterlich für sein Volk, seine lieben Kinder, gesorgt war, denn man hatte es ihm stets einzureden gewußt, daß Glück und Wohlstand im Lande herrschten. Ferner sollte der Bourgeoisie und allen Unzufriedenen im Lande nicht neuer Grund zum Mißvergnügen gegen das bestehende Regiment gegeben werden und das Proletariat des einen Ortes nicht erfahren wie am andern Orte der Mangel gleich groß sei, um nicht zu dem Schluß zu kommen, daß die Massenhaftigkeit des Elendes überall gleich unzufriedene Massen erzeugen müßte und daß die Menge der Darbenden ungleich größer sei als die der Besitzenden — und was weiter für gefährliche Schlußfolgerungen aus dieser Entdeckung hervorgehen mußten — — und endlich wollte die Regierung selbst die Augen vor einem Abgrund schließen, der jetzt zum ersten Mal sich so weit und tief öffnete, daß er nicht mehr auszufüllen, sondern nur vielleicht noch einige Zeit leicht zu überdecken war, und welcher drohete nicht nur Ministerium, Thron und Aristokratie zu verschlingen, sondern das ganze Staatsgebäude selbst und jede bestehende Ordnung der Dinge. —

Der Minister nannte Diejenigen, welche vor diesem

Abgrund warnten und Volk und Regierung, die ganze Gesellschaft überhaupt, noch gern davon zurückgerissen hätten: Utopisten und wahnsinnige Communisten — aber im Innern bekannte die Stimme seines Gewissens sowohl als seines Verstandes, daß diese sogenannten Communisten Recht hätten, und es endlich so kommen werde wie sie prophezeiten: daß die Nemesis in der Weltgeschichte unerbittlich sei in ihrem Gang, „aber sie einige Zeit aufzuhalten ist der Klugheit möglich" fügte der Minister hinzu „und gewiß geht sie diesmal nur noch mit einer Drohung vorüber, wenn wir auf unsrer Hut sind." Und so machte er den Communismus zum Schreckbild für die besitzesgierige Bourgeoisie, wie für den fleißigen Handwerker, dessen Horizont nie über die eigne Werkstatt hinausging. So wurde die Censur hauptsächlich zur Verfolgerin des Sozialismus gemacht und die sozialen Schriftsteller, obwohl als hirnverwirrte Subjekte verspottet, wurden zugleich im Widerspruch damit, zu den gefährlichsten Menschen im Staate gezählt.

Bei solchen Bestrebungen und Voraussetzungen konnte es dem Minister nicht gleichgültig sein, daß dieser Sozialist Bruno Gärtner in Person an Ort und Stelle des größten Elendes gewesen war, daß er sich selbst wahrscheinlich in direkte Verbindung mit den dortigen Einwohnern gesetzt hatte — auch schien ihm wohl der Beachtung werth, daß wenn gleich der Presse der Mund geknebelt war, doch durch seine mündlichen Mittheilungen ausführliche Kunde davon

in radikale Kreise kam, und daß seine Schwester dieselben in Cirkeln ausbreitete, welche nicht darum zu wissen brauchten. Aber obwohl im ersten Augenblick darüber bestürzt, war der Minister doch zu klug und ein zu guter Diplomat, als daß er jetzt — wo er allein war — über das Geschehene hätte den Kopf verlieren sollen. Im Grunde hatte er es längst vorausgesehen daß so haarsträubende Thatsachen wie die in Hohengrün endlich doch, trotz aller entgegengesetzten Bemühungen, in die Oeffentlichkeit gelangen würden. Dieser Zeitpunkt war jetzt gekommen und mit ihm der andere, welcher es nöthig machte, daß Etwas in dieser Sache geschah. Das Erste war, daß die Wohlthätigkeit von der Aristokratie in die Hand genommen werde — seine Gemahlin mußte als Gründerin und Beschützerin jenes erwähnten Frauen-Vereins erscheinen — und die Aristokratie mußte noch andere Dinge zu wohlthätigen Zwecken veranstalten; er selbst als Privatmann wollte Etwas dafür thun das Aufsehen errege, die Regierung mußte ihrerseits Fürsorge zeigen — man konnte Commissäre hinschicken an die Orte des größten Elendes, um den Thatbestand zu constatiren. Natürlich durfte dieser nicht haarsträubender gefunden werden als es dem Minister zuläßlich schien. Die offiziellen Berichte dieser Commissarien mußten etwaige Uebertreibungen die im Publikum umgehen konnten berichtigen und niederschlagen. Endlich mußte man suchen die etwa lautwerdenden Aeußerungen des Jammers oder der Unzufriedenheit unter der

nothleidenden Klasse als Beweis für die Verderbtheit derselben hinzustellen und diese wieder auf Rechnung der neuen Zeitideen und einer gefährlichen Aufklärungssucht zu setzen, als Folgen einer communistischen Propaganda, welche bis in die untersten Schichten der Gesellschaft hinab vergiftend wirke. — Bruno Gärtner mußte jedenfalls beseitigt werden; entweder mußte man ihn für den Hof und den Prinzen gewinnen und den Apostaten für die Zwecke der Regierung benutzen — aus einem Gegner einen Verbündeten machen — oder wenn das nicht gelang ihn aus der Residenz und dieser Gegend entfernen — vielleicht ausweisen lassen, oder in eine Untersuchung verwickeln und gefänglich einziehen — ein scheinbarer Grund dazu würde schon zu finden sein. Der Minister besann sich, daß ein Bruder des Schriftstellers in der Schweiz lebe, dem Heerd des Communismus; wenn sich weiter kein Verdacht gegen jenen aufbringen ließ, war Aussicht, daß dadurch schon Material dafür zu finden wäre. — —

Als der Minister alle diese Pläne und Entwürfe durch seinen Kopf hatte gehen lassen, richtete er sich größer auf, nahm eine stolze Haltung an und lächelte siegesbewußt in sich hinein. Die eine Hand auf den Tisch gestützt, die andere in der Brusttasche murmelte er in seinem verächtlichsten Tone, dem man noch jetzt den Ingrimm anmerkte: „Diesmal wird mit der Kanaille schon noch fertig zu werden sein.“

Dann klingelte er, befahl seinen Geheimsecretär

kommen zu lassen und arbeitete dann mit diesem die ganze Nacht hindurch. —

Am andern Morgen stand die Anzeige des bewußten Concerts in allen Blättern; aber von Hohengrün war dabei weiter nicht die Rede — die Censoren hatten ihre Schuldigkeit gethan.

Das Concert selbst war eines der besuchtesten. Die Aristokratie und Bourgeoisie war fast gleich vertreten — Dank Steinau's Bemühungen auf der einen und denen Bruno's auf der andern Seite. Der ganze Hof war zugegen, auch der Prinz. Helene, die eben so gut declamirte als sang, sprach zur Eröffnung einen von Bruno gedichteten Prolog, welcher in zugleich rührenden und kräftigen Worten die Noth der Armen im Winter schilderte, aber sich dabei in den Schranken vorsichtiger Mäßigung hielt. Die Verse schlossen mit einem Mahnruf an die Frauen, gegen die nothleidenden Brüder und Schwestern unablässig die Pflicht der Menschenliebe zu üben.

Die Vortragenden saßen, wenn sie nicht im Orchester beschäftigt waren, in der ersten Reihe. Auf einer Seitenbank neben Helenen hatte Isidore mit ihrer Mutter Platz genommen.

Indeß die Sängerinnen in Sammt und Atlas rauschten und glänzten, erschien Isidore im ganz einfachen, durchsichtigen Linonkleid, das ohne allen Ausputz und Schmuck vom Hals bis zu den Füßen hinab die ätherische Gestalt nebelhaft umfloß. Eine lebende weiße Kamelie mit ihrem grünen Zweig war der ein=

zige Schmuck der zarten Erscheinung. Nie hatte mehr jugendlicher Liebreiz als heute diese anmuthige Gestalt umflossen, und die edle Einfachheit ihrer Kleidung bildete einen wohlthuenden Contrast zu der Ueberladung des übrigen, weiblichen Concertpublikums, von dem Köpfe und Gestalten fast verschwanden unter der Eleganz der Ueberwürfe, Mantillen, Aufsätze, Blumen und Federn. Und um so mehr fiel jener Contrast zu Isidoren's Gunst aus, als sie so anspruchslos dasaß, meist mit gesenkten Augen, nur der Musik lauschend, ahnungslos, wie viele Blicke auf ihr ruheten, und unbewußt der eigenen Grazie und Schönheit — indeß die meisten der andern Damen, die Häßlichen und Unbedeutenden so gut wie die Schönen, die Jungen und Blühenden so gut wie die Alten und Verblühten mit eingebildeten oder wirklichen Reizen kokettirten, ihre Bewegungen berechnend wie den Faltenwurf ihrer Gewänder. —

Der Prinz war mit Steinau in der Seitenloge, gerade dem Platz gegenüber, wo Isidore saß. Die Stein-Bertini hatte verstohlen zwar, doch ziemlich ungenirt hinauf gelächelt, was Steinau mit einem mißbilligenden Blick, der Prinz jedoch mit einem ähnlichen Lächeln erwiederte.

„Sie bleibt doch die verführerischste Schöne, wenn sie auch nicht mehr die Jüngste ist," bemerkte er befriedigt zu Steinau.

Dieser zuckte die Achseln und sagte: „Ich erlaube mir keinen Widerspruch, aber ich bewundere die Aus-

dauer Euer Hoheit. Je sinnlicher eine Schönheit ist, je leichter pflegt der Rausch vorüber zu gehen, in den sie uns versetzt."

Der Prinz antwortete nur mit einem Lächeln, und nachdem er sein Lorgnon von neuem nach den Sängerinnen hinrichtete, sagte er: „Die Gärtner sieht neben ihr wieder aus wie ein überspanntes, sittsames Ritterfräulein, das nächstens Nonne werden will, neben einer lebenswarmen Venus."

Steinau wollte eben wieder hierzu seine Bemerkung machen; aber er hielt sie zurück, da der Prinz auf einmal mit dem Lorgnon fest auf einem Gegenstand haftend in Ekstase rief: „Aber wer ist das reizende, junge Mädchen uns gerade gegenüber? Sie kann noch nicht bei Hof vorgestellt sein, sonst wäre sie mir nicht entgangen; aber ich hoffe, daß das ungesäumt geschehe. Für eine Bürgerliche hat sie einen viel zu feinen Teint und zu viel angeborne, aristokratische Grazie — Steinau, wer ist sie?"

Steinau warf prüfende Blicke hinab und sagte dann: „Hoheit, bedaure unendlich, aber ich weiß im Augenblick nicht —"

„Werden Sie nicht langweilig, Steinau!" rief der Prinz, ihm in's Wort fallend. „Sie müssen alle schönen Mädchen kennen — das ist Ihre Pflicht und Ihr Amt." —

Steinau biß sich in die Lippen und sagte höflich wie vorhin: „Allerdings habe ich sie schon gesehen, irre ich nicht ganz, so ist es eine Schwester der Gärtner."

„Eine Bürgerliche? — kann nicht sein!“ entgegnete der Prinz ungläubig.

„Die Sängerin hat denselben aristokratischen Anstrich,“ warf Steinau ein.

Der Prinz begann die Beiden miteinander zu vergleichen. „Eine gewisse Familienähnlichkeit ist allerdings da,“ bemerkte er, „indeß ist dies Mädchen eine liebliche, anspruchslose Rosenknospe, und die Sängerin gleicht eher einer stolzen Lilie, als einer Rose. Die Begeisterung, welche aus ihren Augen glänzt, scheint mir eben so viel Kokketterie, wie bei Andern das Feuersprühen verliebter Blicke; bei dieser Rosenknospe dort ist aber Alles Natur und Unschuld, es ist bewußtlose Grazie; sehen Sie diesen Augenaufschlag, und wie jetzt die dunkeln, langen Wimpern sich wieder langsam senken — es ist bezaubernd!“

Steinau sah die Entzückung des Prinzen, es blieb ihm nicht unbemerkt, wie er, indeß die Stein-Bertini mit leidenschaftlichem Pathos eine Arie sang, wenig auf diese achtete, sondern immer hinüber zu der „Rosenknospe“ Isidore schaute — und Steinau combinirte. —

Als das Concert beendet war, zögerte der Prinz noch ein Wenig in seiner Loge, dann stieg er zur Wagenhalle hinab; Steinau ging neben ihm, ein paar andere Herren vom Hofe folgten.

Unten in der Halle, wo der Wagen des Prinzen im Vordergrund stand, warteten mehrere Personen, bis dieser abgefahren sei und anderen Platz mache.

Die Familie Gärtner war unter den Harrenden, Helene am Arm der Mutter, Isidore an dem Bruno's. Sie hatte einen hellen Mantel übergeworfen, dessen rothseidene Kaputze vom Haupte halb zurückgefallen war und es wie mit einem rothen Widerschein umglänzte. In dieser Hülle erschien sie beinah noch lieblicher als zuvor im Saal. Der Prinz durchbohrte sie fast mit seinen Blicken, aber sie bemerkte es nicht. Er stieg langsam in den Wagen. —

Am folgenden Morgen erschien ein Hofbediente bei Helenen und brachte ihr ein elegantes Holzkästchen vom Prinzen mit der Aufschrift: „Für die Nothleidenden in Hohengrün." Das war nicht abzuweisen.

Als es Helene öffnete, war es mit wundervollen Blumen angefüllt; inmitten lag eine weiße Kamelie, in deren Kelch einige Ducaten gesteckt waren. Eine Karte daneben enthielt die Worte: „Durch die Hände der edelsten Samaritanerinnen, für ihre Schützlinge."

„Der Prinz muß doch ein gutes Herz haben!" sagte Isidore unschuldig.

Helene ward nachdenklich und sagte, sie möge die Blumen nicht in ihr Zimmer nehmen. —

IV.

„Wohin mit den Fluthen
Darbender Menschheit,
Wohin mit dem Schreckniß
Anwachsender Armuth?"
Alfred Meißner.

Die Hälfte des für Hohengrün bestimmten Geldes war bereits dorthin an den Pfarrer abgesendet worden, um unter die Bedürftigsten vertheilt zu werden. Helene hatte selbst an den Pfarrer geschrieben und sich dabei auf die Mittheilungen ihres Bruders und die des Schullehrers an diesen berufen. Aber Geld konnte dort nicht eben viel nützen, da nur das Wenigste überhaupt, selbst für Geld, zu haben war. Das hatte auch der Pfarrer in seinem dankenden und quittirenden Antwortschreiben mit bemerkt. Man wollte demnach die andere Hälfte jenes Geldes zum Ankauf von Brod und anderen Lebensmitteln verwenden, und Bruno beabsichtigte mit dem Wagen, der dies nach

Hohengrün bringen sollte, selbst wieder dahin abzugehen. —

Aber seit Weihnacht war ein so heftiges Schneegestöber mit starken Windwehen eingetreten, daß die Wege beinah nach allen Richtungen hin weder zu befahren noch zu betreten waren, besonders jedoch nach dem Gebirge zu; höher hinauf in demselben waren sie ganz unwegsam geworden.

Einige Tage nach Neujahr hatte sich das unfreundliche Winterwetter in so weit verbessert, daß starker Frost dem Schnee einige Festigkeit gegeben und es nun möglich ward, die Gebirgstour zu Schlitten zu versuchen. Es war ein geräumiger Packschlitten, der mit den Lebensmitteln zugleich auch Bruno und Hugo aufnahm. Denn bei solchen Gelegenheiten waren die Freunde einmal unzertrennlich, und dann mochte auch Hugo den Freund jetzt am Wenigsten verlassen. Der Maler wußte ja, wie sehr Bruno noch um die Fürstin litt, wie er innerlich zerrissen war von tausend Qualen einer unbefriedigten Sehnsucht, und zwar einer Sehnsucht nach zwei Seiten hin: nach Erquickung seines liebekranken Herzens und nach großen Bestrebungen und Thaten im Dienste der Menschheit.

Siechten in jener Zeit doch Tausende daran, Jünglinge und Männer, daß sie den Drang nach erhabenen Thaten, nach großen Zielen und Idealen im Menschen- und Staatenleben tief in ihr Inneres verschließen mußten, weil er wie eine Lächerlichkeit

aussah in der winzigen Zeit, die sie fast Alle dahin brachte, diesen Drang auch wirklich für eine Lächerlichkeit zu nehmen; Wissenschaft und Kunst boten keine Zuflucht in solchem Elend, denn sie krankten Beide mit an der Zeit, die freilich nicht mit ehernem und zerschmetterndem, aber mit bleiernem und erstickendem Druck auf allen Völkern und Menschen lag.

Hugo wußte wohl, daß Bruno nur durch angestrengte Thätigkeit und fortgesetztes, wenn auch mühevolles und scheinbar wenig lohnendes Wirken für seine politischen und socialen Principien vor jener Lethargie bewahrt werden konnte, welche so Viele blasirt oder unglücklich machte, oder Beides. Und darum, so schrecklich auch die Veranlassung war, sah es der Maler doch gern, daß Bruno so mit ganzer Seele überall dem Elend des Hungerjahres nachspürte und hier ein Feld fand für seine Bestrebungen, und die Bestätigung der von ihm längst erkannten Wahrheit: daß ein hungerndes Volk auch niemals zur Freiheit heranreifen könne, und umgekehrt: daß es in einem freien Staat auch keine Hungernden mehr geben dürfe, und daß in ihm eben so wenig wie Vornehme und Geringe, Reiche und Arme nebeneinander bestehen könnten, sondern daß auch hier die Extreme sich nicht nur berühren, sondern verschmelzen mußten, um ein gedeihliches Ganzes zu bilden.

Darin unterschied er sich aber von den meisten seiner liberalen Gesinnungsgenossen, daß diese, gerade so wie die eben herrschende Partei der Regierung, die

Ohren verschlossen vor dem Hungerschrei und dem Sterberöcheln einer ganzen Bevölkerung, und die Augen von den bleichen, erbarmungswerthen Gestalten wegwendeten, nur weil mit dieser Erkenntniß ganz neue Gesichtspunkte und Nothwendigkeiten sich heraus stellten, welche weder durch eine willkürliche Maßregel der Regierung, noch durch eine Zweckessenrede der Liberalen sich sogleich abthun ließen.

Bruno war im Feuer, seit er dieser Sache sich angenommen, und Hugo war mit ihm zufrieden.

Auf der befahrenen Chaussee fuhr ihr beladener Schlitten leicht und schnell dahin, aber nachher, als sie die breite Landstraße verlassen mußten, hatten sie Mühe, fortzukommen. Als sie endlich in Hohengrün anlangten, fuhren sie zuerst zum Pfarrer.

„Geh' Du zu ihm und sprich mit ihm, ich hole Dich dann bei ihm ab," sagte Bruno, „ich gehe indeß zum Schulmeister, er kommt wohl in Verlegenheit, wenn wir Beide wieder kommen."

Hugo war es zufrieden, und so eilte Jeder seinem Ziele zu. —

Als Bruno sich nur eben der Hütte näherte, welche man hier zur Volksschule bestimmt hatte, öffnete sich die Thür derselben und Käthchen trat ihm daraus entgegen.

„Ach, wie schön ist es, daß Sie Wort halten!" rief sie ihm zu, „ich habe schon immer nach Ihnen ausgesehen; Vater sagte zwar, Sie würden schon mit einem Male genug haben am Anblick des Elendes

und nicht wiederkehren, aber mir war es immer so, als müßten Sie kommen.“

„Das ist brav!“ sagte er und ergriff mit einem glücklichen Lächeln ihre kleine magere Hand, die jetzt von der Kälte geröthet war, „das ist brav, daß Sie mich nicht für wortbrüchig halten; ich versprach's ja und wäre längst wieder gekommen, wäre das Wetter anders gewesen. Aber wie geht es bei Euch?“

„Ach Herr!“ sagte Käthchen und schlug die Augen nieder, „ich habe mich immer so darnach gesehnt, daß Sie kämen, damit ich Ihnen meinen Dank sagen könnte; wenn ich allein war und nun so an Sie dachte, da wußt' ich's ganz gut, wie ich sagen wollte und habe es tausendmal leise für mich hingesprochen; mir war immer, als müßten Sie's hören — aber nun Sie da sind und ich's endlich los werden könnte, was ich auf dem Herzen habe, weiß ich's gleichwohl wieder nicht zu sagen.“

„Reden Sie ja weiter!“ bat Bruno, da sie innen hielt, „erzählen Sie mir, wie es indeß gegangen.“

Aber sie war bei ihrer vorigen Rede und fuhr nach einer Weile fort, indem sie erröthete und die erst emporgehobenen Augen wieder ganz senkte: „Als Sie fort waren, ging ich in die Schenke hinüber, wollte der Wirthin einen Theil meiner Schuld bezahlen und erzählte ihr all' die Güte; da sagte sie: ich sei Nichts mehr schuldig, und wie sie mir's erklärte — Herr, es war zu viel! Ein Stück Spitzen hab' ich indeß wieder fertig geklöppelt, aber ich schäme mich, daß es nicht

mehr ist; nun muß ich's doch noch schuldig bleiben." Die Stimme versagte ihr, so heftig war sie erregt und niedergedrückt von diesem Gefühl.

„Käthchen!" sagte Bruno mit bittender, fast vorwurfsvoller Stimme, dann fuhr er ernst fort: „Sie sind ja nicht daran Schuld, noch ich, sondern die Zeiten. Wenn Sie in einer andern Gegend lebten als hier, so würden Ihr Vater und Sie niemals Noth gekannt haben; jetzt geht es nicht Ihnen allein so, wie es eben geht, sondern Tausenden; aber es gibt wieder andere Tausende, die in besseren Umständen sind, und diese sind verpflichtet, so viel als möglich den zufälligen Unterschied weniger fühlbar zu machen. Ich bin heute nicht nur im Auftrag meiner Schwester und in meinem eigenen Namen hier, sondern in dem eines ganzen Wohlthätigkeitvereins, der es als Pflicht und Schuldigkeit erkannt hat, dem Elend abzuhelfen so viel er vermag — da ist nicht mehr von Dank und Schuld die Rede."

Sie waren während Bruno's letzter Worte die Stiege hinaufgegangen und traten jetzt in die Stube. Der Schullehrer saß am Tische und schrieb; er sah sichtlich wohler aus; auch die beiden Kleinen waren genesen und kauerten nebeneinander am Ofen. Das Mädchen hatte ein Klöppelkissen vor sich und arbeitete emsig; der Knabe war dazu noch zu matt; er wärmte sich die kleinen Händchen an den warmen glatten Kacheln.

Der Schulmeister erhob sich mit freudiger Hast,

als er den Eintretenden gewahrte und eilte auf ihn zu; dann trieb er die Kleinen schnell in die Höhe und sagte: „Steht auf und gebt dem Herrn eine Hand; das ist der gute, schöne Mann, von dem ihr immer sprachet, als ihr noch im Fieber lagt, der euch zu essen gebracht hat, daß ihr wieder gesund geworden seid.“

Das Mädchen ging unbefangen zu Bruno hin, sah ihn mit großen Augen lachend an und gab ihm die Hand; der Knabe aber kauerte sich schüchtern noch mehr zusammen, hielt den Aermel vor das Gesicht und machte eine widersetzliche Bewegung, da ihn der Vater mit drohender Miene aus dem Winkel hervorzog. —

„Lassen Sie ihn doch!“ bat Bruno, „es ist einmal so die Art der Knaben,“ und liebkosend legte er seine Hand auf das Haupt des kleinen Mädchens

„Herr!“ sagte die kleine Rieke, „draußen sind Kinder —“ und deutete auf die Kammerthür, vergnügt in sich hineinlächelnd, daß sie auch ihm erzählen konnte, was ihr selbst eine merkwürdige Neuigkeit war. —

Bruno sah fragend zu dem Schulmeister auf: „Ich dachte, Sie hätten nur diese drei.“ —

„So ist's auch,“ sagte jener, „aber draußen liegen drei Waisen, denen vor ein paar Tagen auch die Großmutter gestorben ist, nachdem ihnen schon in den letzten Wochen die Eltern genommen waren; wir konnten sie nicht allein lassen in dem Hause des

Todes, wo sie vielleicht auch gestorben wären. Freilich, so weit ist's hier schon gekommen mit der Christenpflicht und Nächstenliebe, daß sonst Niemand im Ort sich um sie bekümmerte und ihre nächsten Nachbarn sagten: den Würmern ist am wohlsten, wenn sie auch sterben, was soll aus ihnen werden? Wer Nichts für die eigenen Kinder zu essen hat, kann die Fremden noch weniger ernähren. — Solche Worte klingen noch mild gegen die gotteslästerlichen Reden, die uns sonst zu Ohren kommen und die man gar nicht nachsagen mag; ist man auch hier schon gegen Vieles abgehärtet worden, so stehen Einem doch die Haare zu Berge, wenn man dergleichen hört! — Mein Käthchen sagte aber gleich: „Der liebe Gott hat uns neulich geholfen, er will, daß wir Andern wieder helfen, so lange wir es können!“ und sie hat die drei Kinder hergeholt und gepflegt, so gut es gehen wollte und besser abgewartet, als es ihnen jemals die eigene Mutter gethan.“

„Wie gut sind Sie!“ rief Bruno zu Käthchen gewendet und wollte noch mehr sagen, aber sie fiel ihm schnell in's Wort:

„Wenn Sie Etwas weiter sagen, so ist's nur zu Ihrem eigenen Lobe, denn wir hätten's ja beim besten Willen nicht gekonnt, wenn Sie uns nicht zuvor geholfen hätten! Sünde wär's gewesen, hätten wir's an diesen Kleinen nicht gethan. Du lieber Gott! Platz hatten wir ja auch, seitdem die Stelle leer ist, die sonst die gute Mutter einnahm —“ die Thränen traten

bei dieser Erinnerung Käthchen in die Augen und sie brach ab, um nicht wieder weinen zu müssen.

Der Schulmeister sprach wieder Worte des Dankes, doch Bruno unterbrach ihn so schnell als möglich:

„Aber da Sie von dem Wenigen noch Andern Gutes gethan und dieser hilflosen Wesen sich angenommen haben, so kann ja für mich nicht von Dank die Rede sein, und es ist geradezu ein Unrecht, wenn Käthchen von einem „Zu viel" sprechen will."

Der Schulmeister sagte ablehnend: „Da wir die Kinder nahmen, hat uns der Herr Pfarrer auch einen Thaler von dem Gelde gegeben, das man ihm auf Ihre Veranlassung geschickt hat."

Bruno, der jetzt für den Schulmeister nur eine Flasche Wein und einige Bouillontafeln in der Tasche hatte, erzählte nun, daß man von einem andern Theile jener Concerteinnahme Lebensmittel gekauft, die er selbst mitgebracht habe, und die der Pfarrer vertheilen solle nach eigenem Ermessen; jetzt sei der Begleiter von neulich bei ihm, und nun, da einmal Etwas für den unglücklichen Ort geschehen, werde gewiß noch mehr gethan werden, und das Elend vielleicht seinen Höhepunkt erreicht haben.

„Ach!" sagte Käthchen, „das ist wohl Alles herrlich und man richtet sich wieder auf im Glauben an die Menschen, die ja doch Mitleid und Liebe haben und gern helfen, wenn sie nur wissen, wie sehr ihre Hilfe Noth thut; aber das Traurige ist, daß diese Hilfe so oft zu spät kommt! Die einmal todt sind,

stehen nicht wieder auf, und wer den Tod in sich trägt, von Hunger, Angst und all' dem Elend aufgerieben, kann auch dem Leben nicht wieder gegeben werden." —

Ihr Vater verwies ihr diese Worte: „Wenn das der Herr Pfarrer hörte! der sagt doch, dies Leiden sei Gottes Wille und Bestimmung, und wir müssen es hinnehmen in Demuth und Geduld." —

Bruno aber stimmte Käthchen bei und sagte ernst: „Nein! wir wollen dem höchsten Wesen nicht aufbürden, was Schuld der Menschen ist! Gott will, daß alle seine Geschöpfe glücklich sind; er schuf sie nicht für den Tod, sondern für das Leben. Die Erde, welche sie trägt, hat Raum und Nahrung für alle Geschaffenen, für Alle und Alles, so viel sie hervorbringt; aber die Menschen haben durch verkehrte Einrichtungen es dahin gebracht, daß es Hungernde gibt, welche die Natur nicht mehr sättigen darf, und Kranke, denen man die Heilquelle verschlossen hat, die sie gesund machen würde — das ist ja eben das Schreckliche! Gott und Natur, wie sie jedem Thier die Wohnstätte anweisen, wo es sich entwickeln und gedeihen kann, gaben auch dem Menschen dieselben Mittel zum Leben und Gedeihen, sie gaben ihm noch mehr: die Freiheit des Willens — aber diese Freiheit ist bei dem einen Theil der Menschen zur Willkür verkehrt worden, sie haben den Willen Gottes und die Bestimmungen der Natur nicht beachtet, und so sind alle die Uebel entstanden, unter denen wir jetzt

ringen, und die des ganzen Menschengeschlechtes unwürdig sind.“ —

Bruno hielt inne, denn er besann sich, daß er vielleicht zu unverständlich gesprochen für diese Hütte und ihre Bewohner; der Schulmeister freilich war nicht ohne Kenntnisse und geistige Gaben und hatte deren wohl mehr als mancher seiner Collegen, aber er war doch in seinem beschränkten Wirkungskreise einer solchen Sprache entwöhnt, und eine solche Lebensanschauung war ihm fremd geblieben; jetzt zumal war er von Sorgen und Krankheit und Schmerz schwer niedergedrückt. —

Er hob jetzt den Kopf langsam auf und nieder, Bruno's Worte bei sich erwägend und nickte beistimmend, aber er wußte Nichts darauf zu sagen. Käthchen sah mit ihren dunkelblauen Augen, aus denen ein ausdrucksvolles Etwas von verborgenen, ungelösten Räthseln sprach, zu Bruno auf — sie verstand nicht ganz, was er sagte, aber sie empfand dabei, was er meine und daß es so sei, wie er sage; war es doch genau Dasselbe, was sie zuweilen ganz deutlich in sich gefühlt, ohne daß sie freilich vermocht hätte, es sich selbst klar in Gedanken zurecht zu legen und noch viel weniger es in Worten auszusprechen. Dieser Eindruck auf sie war so mächtig, daß sie seine Hand ergriff und ihm nichts Anderes sagen konnte als: sie fühle, wie er's meine; als Bruno aber, von diesem Zeichen ihres Verstehens und ihrer Theilnahme ergriffen, die Hand innig drückte, zog sie ihm dieselbe

schnell wieder weg, erröthete hoch, wie bei einer Unschicklichkeit die sie begangen, und suchte doch auch wieder ihr Rothwerden zu verbergen, indem sie sich zu den Kindern wandte und ohne weiter ein Wort zu sagen sich mit ihnen zu schaffen machte.

Bruno fragte nach einer Pause: „Was ist denn aus jener Frau geworden, welche die erste Ursache war, daß ich hierher kam?"

„Der Lore that die Noth Nichts weiter an," antwortete der Schullehrer; „sie lebt nur sich selbst zur Last und Jedermann im Ort zum Schrecken, aber solche Leute die abkommen könnten, sterben nicht. Sie steht alle Abende an der Kirchhofsmauer, schaudert in sich hinein und spricht: „Die Leichen nehmen noch kein Ende!" Es ist schrecklich mit anzusehen, wie sie ganz kalt und ruhig dasteht und dann oft plötzlich wie von Entsetzen geschüttelt zusammenschrickt und niederstürzt! — wären ihre Prophezeihungen vorher nicht immer schon zugetroffen nnd hätte sie es nicht schon lange Zeit so getrieben, so würde man weniger auf sie achten, aber in dieser schrecklichen Zeit ist ihr Wesen gar zu unheimlich."

„Ja gewiß!" stimmte Käthchen bei; „aber neulich — faßte ich mir einmal ein Herz und fragte sie, ob sie damals nur über das Feuer so erschrocken sei oder über etwas Anderes. Sie sah mich mit sonderbarem Lachen an und sagte mir ganz leise in's Ohr: da erschrack ich eben so, weil ich's erfuhr, daß jetzt nur der Hunger die Menschen in den Häusern würgt,

aber über Jahr und Tag, da werden die Menschen einander auf den Gassen ermorden! Das schüttelte mich gewaltig — aber wie erfuhrt ihr das? fragte ich weiter — denn wie fabelhaft Alles klang, so machte es mich doch grausen; die Lore wurde aber ungeduldig, wie immer, wenn man sie fragt; sie rief mit dem dürren Finger drohend: „Jungfer Käthe, Ihr seid immer gut gegen mich gewesen, darum kann man Euch schon etwas sagen, aber Ihr thut besser, wenn Ihr mich nicht weiter fragt — sonst" — und mich überlief's ganz kalt wie sie das „Sonst" aussprach, so furchtbar blitzten ihre Augen dabei; eine ganze Weile stand ich vor ihr und wagte sie gar nicht mehr anzusehen; da hörte ich sie fortgehen und murmeln: „aber ich meine es gut mit Euch und sage Euch das Schreckliche nicht, gerade weil Ihr mir glaubt." —

„Das hast Du mir ja noch gar nicht erzählt!" sagte der Schulmeister erstaunt.

„Ich brachte es noch nicht über meine Lippen," antwortete Käthchen: „sie wird wohl den Tod der guten Mutter gemeint haben."

Bruno brach auf, um zu dem Pfarrer zu gehen und schied nachdem er noch einiges Nöthige besprochen mit herzlichem Abschied aus dem Schulhause. —

Im Pfarrhaus öffnete ihm eine alte Haushälterin die Thür und schob ihn in ein Zimmer im Erdgeschoß. Es war ein unbehaglicher Raum mit wenig Meubeln, eine hölzerne Bank vertrat die Stelle des Sophas; hier saß der Pfarrer.

Es war eine kleine dürftige Gestalt, sein Gesicht, siech, voller Runzeln und Pockennarben, sah viel älter aus als er eigentlich war; dünnes grau werdendes Haar hing glatt gekämmt an den Schläfen nieder.

Hugo saß ihm gegenüber und warf dem eben eintretenden Bruno einen bedeutungsvollen Blick zu, als wolle er damit sagen: mit dem Manne ist nicht viel anzufangen, ich verzweifle fast. —

Der Pfarrer erhob sich, verbeugte sich linkisch vor Bruno und sagte: „Ich habe also die Ehre Herrn Gärtner, den Wohlthäter dieser Gegend, vor mir zu sehen.

„Diese Benennung verdiene ich nicht," entgegnete Bruno, „ein Zufall ließ mich das hiesige Elend ahnen, ich kam hierher, um mich davon zu überzeugen, und da ich es gesehen, mußte wenigstens versucht werden etwas zur Linderung desselben zu thun; was bis jetzt geschehen, ist so äußerst wenig, es sind nur Tropfen in den Ocean."

„Der Herr hat eine schwere Prüfung über diese Gegend verhängt" — sagte der Pfarrer und blickte andächtig gen Himmel — „die Meisten in meiner Gemeinde wissen mit Geduld und frommer Gottergebung wie Hiob zu tragen, ich suche sie darin zu stützen durch die Kraft des Evangeliums; nur die räudigen Schaafe, die es hier gibt wie überall, murren gegen den Willen des Höchsten."

Bruno machte ein finstres Gesicht und sagte,

mühsam seinen Unmuth niederkämpfend: „Wir sind jetzt wohl weder berechtigt noch aufgelegt näher zu erörtern, in wiefern Das, was Sie den „Willen des Höchsten" nennen, eine nothwendige Folge unvollkommener, um nicht zu sagen unsinniger menschlicher Einrichtungen ist, deren Wirkungen nur gerade jetzt durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen, wie z. B. eine schlechte Ernte und die Kartoffelkrankheit sind, schreiender und deutlicher hervortreten; und wie das, was Menschen verschuldet haben, auch von ihnen wieder gut gemacht werden muß, oder da dies nicht so leicht, und in tausend Fällen gar unmöglich ist, wenigstens gemildert."

„Ich kenne keine andere Milderung solches Unheils als die Hinweisung auf die göttliche Gnade und die Tröstungen des Evangeliums" — erwiderte der Pfarrer gelassen.

„Und ich kenne keine andere Milderung für die Qual des Hungers," unterbrach ihn Bruno erhitzt, „als daß man dem Hungernden zu essen gibt."

„Das ist wahr;" sagte der Pfarrer mit unerschütterlicher Ruhe — „wohl Denen, die mehr Hunger haben nach der himmlischen Speise des göttlichen Wortes, denn nach der leiblichen Speise — sie sollen gesättigt werden!"

Bruno starrte den Sprechenden an, und die blaue Zornader auf seiner hohen Stirn ward dunkler — Hugo fürchtete hitzige Worte und suchte zu vermitteln indem er sagte: „Der Herr Pfarrer übt die christliche

Barmherzigkeit in beiden Weisen: in der geistigen wie in der leiblichen, aber er spricht nur von der einen. Wir haben bereits das Nöthige mit einander besprochen, der Herr Pfarrer ist sehr gern bereit die Vertheilung zu übernehmen und sich dabei von dem Schullehrer unterstützen zu lassen.“ —

„Es liegt mir nämlich daran,“ nahm der Pfarrer ergänzend das Wort: „daß mein Name nicht mit in den öffentlichen Rechnungsablagen und dergleichen genannt werde, da mag der Schullehrer quittiren und unterzeichnen. Ich habe nicht gern mit weltlichen Angelegenheiten zu thun; ich lese keine Zeitungen und mag noch viel weniger selbst für eine schreiben. Das ganze politische Unwesen hasse ich und mag nicht damit in Berührung kommen, der Frieden von Hohengrün soll so lange ich lebe nicht gestört werden durch Dinge, mit denen das Christenthum Nichts zu schaffen hat. Sie, meine Herren, sehen hier die Früchte dieses Friedens. Indeß unten im Niederlande verruchte Hände gefüllte Scheuern anzünden, trägt und duldet bei uns fast Jeder still das Unvermeidliche, und Sie werden hier mehr Gebete als Flüche hören.“ —

Der Eintritt der Haushälterin unterbrach ihn: „Herr Pfarrer,“ sagte sie mit zitternder Stimme: „es ist wieder etwas Schreckliches geschehen! Wie Sie und der Herr da mir befohlen hatten, war ich eben mit den Broten zu den Leuten gegangen, die ich als die Bedürftigsten kannte; als ich aber zu dem Weber Lang kam und dort eine rechte Freude anzu-

richten meinte, stand er mit gerungenen Händen in der Stube und raufte sich das Haar. Ich gab ihm das Brot und dachte, es fehle ihm weiter Nichts als dies, und wollte ihn trösten, aber er warf es mir vor die Füße und sagte: „wäret Ihr eher gekommen! Jetzt brauche ich auch nichts mehr! Und da ich ihn nach Frau und Kindern fragte, lachte er gräßlich und sagte: die will ich Euch zeigen! Dann stieß er die Nebenthür mit dem Fuße auf und da lagen die beiden Kleinen und das Weib, aber nicht an der Krankheit gestorben, sondern erwürgt! Lang ist ein paar Tage über Land gewesen, um vielleicht ein Stück Waare oder wenigstens Spitzen verkaufen zu können, — und bei seiner Heimkehr findet er es so in seiner Hütte; es war kein Brosamen, kein Tropfen mehr im Hause gewesen — wahrscheinlich hat die Frau in Verzweiflung erst die Kinder erwürgt und dann sich.“ —

„Gott sei der Sünderin gnädig!“ rief der Pfarrer und faltete die Hände.

Die Freunde sahen einander entsetzt an und Hugo rief: „Nicht die That, die Veranlassung dazu schreit zum Himmel!“

„Und daß sie zu den Menschen schreie, dafür will ich sorgen!“ sagte Bruno, am ganzen Körper bebend.

Der Pfarrer warf einen mißbilligenden Blick auf die Freunde, aber er sagte nur: „Sie entschuldigen, mein Amt befiehlt mir Sie zu verlassen und diesen unglücklichen Lang zu ermahnen und zu trösten.“

Die beiden Freunde fanden dies vollkommen in der Ordnung und nahmen Abschied. —

Da sie heimfuhren, sagte Hugo zu Bruno: „Ich mußte mich schon ehe Du kamst bezwingen, daß ich nicht mit diesem Pfarrer zusammenkam. Er ist ein Frommer, wie mir scheint nicht aus Heuchelei, sondern aufrichtig aus wärmster Glaubensseligkeit, aber dennoch einer der gefährlichsten Sorte; Du hörtest es aus seinen Aeußerungen, denen noch viel schlimmere vorhergegangen waren. Dies ganze Elend nannte er ein Strafgericht des Himmels: Gott wolle zeigen, daß er noch immer der Allmächtige sei, und daß es der modernen Aufklärung noch nicht gelungen ihm sein Herrscheramt zu nehmen — und was des Unsinns mehr war. Mich widerten diese Blasphemien und Gemeinplätze, welche diese Leute für Religion ausgeben, zu sehr an, als daß ich viel darauf hätte erwidern können; und doch hat dieser Mann ein gutes, menschliches Herz, denn er opfert sich ganz auf in seinem Berufe und für die arme Gemeinde, auf jeden Schimmer von Lebensglück freiwillig verzichtend. Man hat es uns ja schon im Wirthshause erzählt, als wir das erste Mal hier waren."

Da es für die Jahreszeit zu beschwerlich war, in einem Tage von der Residenz nach Hohengrün und wieder zurück zu fahren, so hatten die Freunde beschlossen in Fichtenthal, wo es eine stattliche Schenke gab, zu übernachten. Kaum waren sie dort angekommen und eingerichtet, als es auch schon auf dem

Gute des Amtmann Kaiser bekannt wurde und Adolph Seeberg als sein Abgesandter, oder mehr noch als der Ottilien's, erschien, um die Angekommenen dringend einzuladen, zu ihm zu kommen und dort zu übernachten.

Es war etwa um die achte Abendstunde, als Adolph mit den beiden Reisenden zusammentraf, die natürlich der Einladung Folge leisten mußten. Als sie erzählten, daß sie in Hohengrün gewesen seien und sich deshalb in etwas ernsterer Stimmung befänden, als es vielleicht Herrn Kaiser lieb sei, sagte Adolph: „Wenn man mit ihm über dies Unglück spricht, meint er immer, die Leute dort seien selbst schuld; sie hätten nichts gelernt und wohnten noch dazu in einer unfruchtbaren Gegend. An Mitleid ist bei ihm nicht zu denken, er klagt nur über die viele Bettelei, die ihm lästig wird, und Herr Braunfeld spricht gar die Ansicht aus, daß durch dieselbe der ganze Profit verloren gehe, den man sonst bei den hohen Getreide- und Spirituspreisen haben müsse. Ich muß natürlich thun was der Herr befiehlt, aber es drückt mir fast manchmal das Herz ab, daß man wohl gar noch den Fluch der Armen mit auf sich selber laden muß. Wüßte ich ein anderes Unterkommen, oder brauchte ich nicht für meine Mutter zu sorgen, so verließe ich lieber heute als morgen den Dienst."

Welch einen Contrast, zu den Scenen die sie vorhin erlebt, bot den Freunden jetzt das Haus des reichen Gutsbesitzers! Es waren einige Oekonomen

der Umgegend da, die Herr Kaiser oft als Gesellschaft bei sich empfing, und die, wenn die Getreidepreise, ihr Steigen und die sich daran knüpfenden Spekulationen und Mäkeleien besprochen waren, hoch spielten; wie leicht war jetzt ein kleiner Verlust durch einen großen Gewinn wieder ausgeglichen!

Ottilie prangte im grünseidenen Kleide und einem kleinen kostbaren Ueberwurf von rothem Sammt mit Gingila besetzt, Arme und Brust waren mit Gold und Juwelen geschmückt. Die Tafel war mit dem schönsten Geschirr besetzt, man speiste mit Silber von buntgemaltem Meißner Porzellan, und die seltensten, theuersten Gerichte wurden in Massen für die kleine Gesellschaft aufgetragen, die nun mit den Freunden zwölf Couverts zählte. Als man zur Tafel ging, erschien auch Julie, die dies Alles bereitet hatte. Obwohl sie jetzt freudig erregt aussah über Bruno's Gegenwart, so war doch in ihren Augen, in dem ganzen bitteren und wehmüthigen Ausdruck ihrer Gesichtszüge zu lesen, was ihr weiblich fühlendes Herz leiden mußte, wenn ihre Hände aus dem Ueberfluß und der Schwelgerei nur heimlich den Armen ein Stück Brod oder einen Topf Suppe reichen durften, für die sie selbst doch gern entbehrt hätte.

Ottilie war ein harmloses Kind, wie immer, zankte mit den Freunden, daß sie nicht gleich gekommen wären und wollte wissen, wo sie eigentlich gewesen, da über Fichtenthal hinaus ja Nichts liege als das elende Gebirge, von dem man froh wäre, Nichts zu

hören, und von dem die Leute nicht herabkämen, zu denen man aber noch viel weniger hinaufginge.

„Wir wollen es zum Dessert erzählen," sagten sie, und auch Herr Kaiser bekam dieselbe Antwort.

Die Tischgesellschaft erwartete einen Spaß, und drang, sobald das süße Nachbrod kam in die Beiden, ihr Versprechen zu halten.

Bruno begann. Er sagte, daß sie in Hohengrün gewesen seien, und im Auftrag eines Hilfscomité, das sich in der Residenz gebildet, Lebensmittel dahin gebracht hätten; er entwarf eine ergreifende Schilderung von der Noth, die er dort mit eigenen Augen gesehen, — Hugo stimmte bei, — er sprach von Sammlungen, die man zur Abhilfe derselben veranstalten müsse — aber Nichts machte bei den verstockten Zuhörern Eindruck.

Ottilien schauderte es wohl, aber sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte, sie könne solche Geschichten nicht hören, es sei so gräßlich und man höre sie zum Ueberdruß.

Die Oekonomen klagten über die Bettelei, und meinten die Menschen wären nie zufrieden, man möge ihnen so viel geben als man nur könne; das Stehlen sei an der Tagesordnung, und sogar Straßenanfälle kämen vor. Diese „Raçe," wie sie die Armen nannten, geberde sich nicht mehr wie Menschen, sondern wie gierige Raubthiere. Das Feuer, das im November gewüthet, kam auch wieder zur Sprache, und statt den Wunsch auszudrücken, den Armen helfen zu können,

oder nur gerührt zu werden, sprachen die Herren in einem Tone, als wären sie viel schlimmer daran, denn jene, und befänden sich eigentlich im Zustand der Nothwehr. —

Die Widersprüche der Freunde halfen nicht; diesen fremden Herren die Wahrheit zu sagen, wie sie ihnen wohl an einem dritten Orte würde geboten worden sein, verbot die Höflichkeit und die Sitte der Gastfreundschaft. Für alle sonstigen Argumente, die sie vorbringen mochten, hatten die Herren stets die eine Erwiederung: „Ja, Sie sind aus der Stadt, Sie können gar nicht wissen, wie die Lage der Dinge eigentlich ist.“

Und Herr Kaiser entschied endlich mit gleißnerischem Lächeln: „Nun, wir wollen den Herren in der Stadt recht dankbar sein, wenn sie Etwas für die Ortschaften und Armen hier thun, da wir doch jetzt am Meisten mit unter diesen Noth leiden.“

Die Freunde baten bald um die Erlaubniß, sich auf das ihnen angewiesene Zimmer zurückziehen zu dürfen, sie seien müde von den heutigen Eindrücken.

Daß sie am Meisten unter den Gesprächen des üppigen Soupers gelitten, konnten sie freilich nicht sagen. —

V.

„Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! So könnte,
Was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll
Und sehr besonnen sein." —

Schiller.

Helene war in einer gewissen, ängstlichen Aufregung seit dem Tage, wo der Prinz die Blumen mit dem Golde für die Leidenden geschickt hatte; sie war durch eine Nothwendigkeit gezwungen worden, diese Aufmerksamkeit anzunehmen, und doch hatte die Sängerin deshalb ihrem Vorsatz untreu werden müssen, — und was einmal geschehen war, konnte es nicht in ähnlicher Weise sich wiederholen und zu einem Weitergehen führen?

Solche Gedanken ängstigten sie, und mehr noch darum, weil die Sache von den Ihrigen ganz harmlos aufgenommen ward und sie selbst sich nicht entschließen

konnte, ihr Bangen auszusprechen, noch viel weniger gar mitzutheilen, was ihr die Stein-Bertini in jener ersten Unterredung angedeutet hatte. Ihre Mutter, wußte sie, werde sich noch größere Sorge, nicht um Helenen's Reinheit, sondern um ihren guten Ruf machen, und sie quälte sich ohnehin genug damit: Isidore werde es gar nicht verstehen und zu tief in ihren zartesten Gefühlen nur durch den Gedanken an einen solchen Plan verletzt werden; ihrem Bruder Bruno hätte sie es wohl sagen können, aber bei seinem Haß gegen die Regierung, das ganze fürstliche Regiment und Haus konnte so etwas ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen oder trotzigen Herausforderungen und Anklagen verleiten, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen Niemandem Etwas nützen, ihm aber unendlich schaden konnten. Wenn sie irgend einen Rath, eine männliche Unterstützung brauchte, so fand sie Hugo, den innigen Freund, mit seiner leidenschaftlosen Energie und seinem stillen, edeln Ernst, als die einzige Person, auf welche sie sich ganz verlassen konnte — aber wie hätte sie in einer solchen Angelegenheit mit ihm zu sprechen vermocht, so lange sie es sich noch ersparen konnte?

Ihr erster Gedanke war, der Stein-Bertini selbst zu sagen, was geschehen, aber ihr zweiter verwarf das wieder. Sie kannte die wilde Leidenschaftlichkeit der Sängerin, die so leicht aufgeregt, als sie selbst verletzbar war, ihre prätentiöse Eitelkeit und ihre maßlose Eifersucht — Helene konnte nicht wissen, ob die Bertini

ihre Mittheilung nicht wie einen Triumph über sie aufnehmen werde, ob sie den Prinzen nicht durch Vorwürfe des Zorns und der Eifersucht von sich entfernen würde, statt ihn zu fesseln. Die Veranlassung lag nahe: sie hatten Beide in demselben Concert gesungen — warum, wenn er nichts weiter sein wollte als — mildthätig, gab er nicht der Bertini das Geld für die Armen?

Helene nahm sich vor, zu schweigen, und ihr Bangen allein zu tragen, bis sie mehr Ursache haben werde, zu sprechen.

Da kündigte ihr eines Tages der Musikdirector an, daß sie an einem Concert bei Hofe mitsingen solle. —

Es war zum ersten Male, daß ihr diese Ehre widerfuhr; sie war mehr noch erschrocken als überrascht, aber es abzulehnen wäre unmöglich gewesen; sie fragte bescheiden: ob denn die Bertini nicht genüge, sie selbst werde befangen sein durch die Nähe des Hofs u. s. w. und weniger leisten als anderswo — sie sei ja auch nur Anfängerin.

Der Musikdirector entgegnete, sie möge sich keine unnützen Bedenken machen, man wolle eben die Bertini nicht und habe ausdrücklich sie verlangt. „Graf Grimmstein," fuhr der Musikdirector fort, „hat Sie einmal bei der Fürstin, seiner Schwester, den Erlkönig bezaubernd singen hören; der Pianist K. ist da und erbötig, ihn mit Ihnen vorzutragen."

„Ich werde jede andere beliebige Piece singen,“ sagte Helene entschieden, „aber diese nicht.“

Der Musikdirector sah sie erstaunt an: „Was ist das wieder für eine Grille? — Verzeihen Sie, aber Sie sind noch zu kurze Zeit beim Theater, um nur Ihren Launen folgen zu dürfen, und wenn man zum ersten Male sich bei Hofe hören zu lassen die Ehre hat, darf man am Allerwenigsten solche deutlich ausgesprochene Wünsche unberücksichtigt lassen.“

„Die eines Grafen Grimmstein, gewiß!“ sagte Helene verächtlich.

„Der Graf hat gar Nichts angeordnet, sondern nur erzählt —“ berichtigte Jener.

Aber was er auch noch vorbringen mochte: Helene blieb unerschütterlich in ihrem Entschluß. Sie dachte an Adelbert Illershof und an ihr gegenseitiges Versprechen in Bezug auf den „Erlkönig;“ um keinen Preis hätte sie ihr Wort gebrochen; aber auch, wenn sie es nicht gegeben, wäre sie vor stürmenden Erinnerungen nicht im Stande gewesen, das Lied zu singen — und nun vollends vor diesem Hof, vor diesem Grafen Grimmstein, der sie damals, in dem Augenblick der Aufregung, des Abschiedsschmerzes, gesehen und spöttisch dazu gelächelt hatte — in einem Augenblick, der ihr jetzt selbst geworden war wie ein süßes Märchen, das man ihr einst erzählt, oder ein schöner Traum, den man nie vergißt, aber doch nicht wieder träumen kann, und der auch keine Erfüllung findet. —

Der Musikdirector erklärte endlich, eine Sängerin sei so schlimm wie die andere, und er bereue, eine Zeitlang geglaubt zu haben, daß Fräulein Gärtner eine Ausnahme mache, in Bezug auf Chikane und Eigensinn.

Helene ließ dies Urtheil schweigend über sich ergehen — hatte sie doch durchgesetzt, was sie wollte. —

Die Bertini ward wüthend, als sie erfuhr, daß man Helenen den Vorzug vor ihr gegeben und ließ sich sogleich krank melden, so daß noch am Nachmittag das Repertoir geändert und der angekündigte „Robert der Teufel" wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit der Frau Stein-Bertini durch zwei kleine Stücke ersetzt werden mußte. Dann sandte sie zu Helene und ließ sie bitten, den Abend bei ihr zuzubringen, da nun einmal keine Oper und sie also auch unbeschäftigt sei; sie befinde sich ganz allein.

Helene konnte leicht errathen, warum die Bertini schickte und ging. Obwohl sie eine leidenschaftliche und heftige Scene fürchtete, so wünschte sie doch selbst die Ansichten und Vermuthungen der Bertini zu wissen.

Mit einer Art hochmüthigen und triumphirenden Lächelns empfing die eitle Frau ihre junge Rivalin. Sie lag auf einer Ottomane und verharrte in dieser Stellung, als Helene eintrat, indem sie ihr zurief: „Sie entschuldigen mich, denn Sie wissen, daß ich krank bin." —

„Da wir wichtigere Dinge zusammen zu besprechen haben, als heute im Robert zu singen,“ ergänzte Helene mit einem ähnlichen Lächeln.

„Man merkt, daß ich Sie in meiner Schule habe,“ lachte die Bertini, „vielleicht werden Sie auch noch einmal so gut wie ich der Schrecken des Intendanten und des ganzen Theater- und Orchesterpersonals — — also Sie werden im nächsten Hofconcert singen?“ —

„Sie begreifen, daß es nicht in meiner Macht war, es abzulehnen,“ sagte Helene sanft und wie entschuldigend.

„O, mir kann es vollkommen gleichgültig sein!“ rief die Bertini in wegwerfendem Tone; „damals, als ich Ihnen sagte, Sie möchten sich entscheiden, ob ich als Freundin oder Feindin neben Ihnen stehen solle, erklärte ich Ihnen schon, daß ich Ihnen die Gunst des ganzen Publikums gönnen wollte, wenn mir nur die eines Einzigen gewiß bliebe — der Hof gilt mir nicht mehr als das Publikum im Allgemeinen.“ —

„Wahrhaftig, mir auch nicht!“ betheuerte Helene.

„Ich glaube es,“ warf die Bertini hin, „man sagt, Sie bekümmerten sich um Politik und Sozialismus, läsen verbotene Schriften und liberale Zeitungen — und wo Etwas von Freiheit und Vaterland auf der Bühne vorkommt, geriethen Sie in ein leidenschaftliches Pathos, da werden Sie nicht sehr mit unserm Hof und unserer Regierung zufrieden sein.“

Helene lächelte und sagte: „Ich verberge meine Gesinnung nicht — übrigens sind wir Frauen ja so wenig geachtet und berechtigt, daß es Hoch und Niedrig gleichgültig ist, welche Ansichten wir haben."

„Da haben Sie Recht," stimmte die Bertini bei, „es ist Jedermann gleichgültig, mir selbst allerdings auch; ich finde diese Dinge ungemein langweilig und begreife nicht, wie sich eine Dame nur eine Viertelstunde damit beschäftigen kann, ohne einzuschlafen; wie kann unsereins auch Zeit dazu finden? — Doch, um auf unser Hauptthema zurückzukommen: ich habe von Ihnen mit dem Prinzen gesprochen."

„Das freut mich," entgegnete Helene ruhig.

„Das freut Sie?" fuhr die Maitresse des Prinzen auf, und ihre Augen funkelten, „und das sagen Sie mir?"

Helene blieb bei ihrem Gleichmuth. „Ereifern Sie sich nicht," sagte sie ein Wenig verletzt, „es schadet der Stimme."

„Welche Malice!" rief die Bertini und ihre Blicke flammten noch mehr.

Helene nahm besänftigend ihre Hand: „Bitte, lassen Sie mich reden; es freut mich, wenn Sie von mir mit dem Prinzen gesprochen haben, denn dann werden keine Mißverständnisse möglich sein; Sie werden durch ihn selbst überzeugt sein, daß Sie keine Ursache zur Eifersucht haben — und werden ihm gesagt haben, wie ich empfinde und denke und handeln werde." —

„Allerdings,“ sagte die Bertini besänftigt, aber in einem etwas hochfahrenden Ton und dabei Helenen scharf mit prüfenden Blicken beobachtend, „ich habe ihm das gesagt, und er hat mir lachend erwidert, daß Sie unserem Liebesglück nie gefährlich werden könnten, daß solche kalte Schönheiten, wie Sie, nie einen Eindruck auf ihn zu machen vermöchten — ich glaube ihm dies, weil ich ihn kenne — aber ich rathe Ihnen trotzdem zur Vorsicht.“

Helene sah fragend und erröthend auf.

„Sie sind eben im Begriff, Mode zu werden, eine Löwin,“ fuhr die Bertini fort, „bei Hof gibt man sich einer frömmelnden Richtung hin und wünscht sogar die Sängerinnen fromm und tugendhaft — von mir weiß man, ich habe keine Lust, diese Comödie mitzumachen, ich folge harmlos meinen Neigungen und bekümmere mich weder um das Urtheil der Welt, noch der Pfaffen; an Ihnen rühmt man Ihre Sittsamkeit, Ihre Decenz in allen Dingen, über die man sich bei mir ärgert — nun haben Sie gar das Amt einer barmherzigen Schwester übernommen — das macht Sie beliebt.“

Helene sah die Sängerin staunend an: „Ich hätte viel eher das Gegentheil geglaubt,“ sagte sie, „daß ich die Anregung zu einem Frauenhilfsverein für jene Nothleidenden gab, mußte ich fürchten, werde mir eher verargt als gebilligt werden, da die Regierung ja geflissentlich den Nothstand zu verbergen suchte.“ —

„Was Regierung!“ unterbrach diese Worte die ungeduldige Sängerin, „Sie wissen, daß ich mich nicht um solche Dinge bekümmere, die nicht mit meiner Persönlichkeit in Berührung kommen; kurz, die Ministerin, welche die Vorsteherin Ihres Vereins geworden ist, schwärmt für Sie und hat sich vorgenommen, Sie wenigstens in ihren Soiréen mit zu empfangen, eine Ehre, die freilich mir niemals zu Theil werden wird — vielleicht, weil ich den Minister sonst bei mir empfing —“ und die Bertini lachte bei dieser Bemerkung so frivol, daß Helene für sie erröthete; aber diese achtete nicht darauf und fuhr fort: „da dem Minister aber selbst das Meiste daran liegt, daß ich bei dem Prinzen verdrängt werde und zwar durch Sie, so ist es natürlich, daß man beabsichtigt, Sie dort vielleicht öfter und näher mit dem Prinzen zusammen zu bringen.“

„Aber das ist zu widerwärtig!“ rief Helene in sittlicher Entrüstung. „Selbst von den niedrigsten Voraussetzungen ausgehend, wie kann man denn über Menschen, wie über Marionetten, verfügen wollen?“ —

„Nun, so wenig erfahren ich in der Politik bin,“ fiel die Bertini ein, „so viel versteh' ich mich denn doch auf die Diplomatie, um zu wissen, daß in ihr die Menschen eben nichts Anderes sind, als Marionetten und diejenigen, welche das nicht sein wollen, werden als unbrauchbar auf die Seite geworfen — das scheint mir das ganze Geheimniß

dieser Staatskunst zu sein; darum könnte und möchte ich Nichts mit ihr zu thun haben. — — Aber zur Sache. Sie werden also im Concert bei Hof erscheinen, man wird Sie gnädig aufnehmen, die Ministerin Sie vielleicht der alten Fürstin vorstellen und diese Ihnen einige gnädige Worte sagen, der Prinz vielleicht einige artige — und darauf hin wird sich die sämmtliche Aristokratie zu Ihnen herablassen — Sie werden suchen, das einmal betretene Terrain zu behaupten und es zu vergrößern — Sie sind nicht kokett, aber ehrgeizig — ich weiß es.“ —

„Ja ich bin ehrgeizig,“ sagte Helene entschieden, „ich leugne es nicht; ich habe mich oft selbst geprüft und gefunden, daß ich es bin — ich trachte nach den höchsten Leistungen in meiner Kunst, nach dem Rufe welcher damit zusammenhängt, ich trachte danach, von der Bühne herab die Herzen und Seelen der Menschen zu beherrschen, — ich trachte aber auch nach anderen Dingen: mehr noch als zu beherrschen wünsche ich diese Menschen zu entflammen für die höchsten und heiligsten Ideale, sie zu begeistern für Vaterland und Freiheit, und Sie haben Recht wenn Sie sagen, daß ich z. B. in einer Rolle, welche eine derartige Begeisterung zuläßt, meinen Platz besser ausfülle als in jeder andern; — aber den gemeinen Ehrgeiz, der nur nach der Gunst Höherer oder eines Hofes trachtet und wohl gar sich im Innern erniedrigt, um sich scheinbar im Aeußern zu erhöhen — einen solchen Ehrgeiz verachte ich!“

„Sie sind eine Schwärmerin!" rief die Bertini — im Stillen knüpfte sie noch die Gedankenfolge daran: und zum Glück ist der Prinz zu blasirt und materiell, als daß ihm eine solche gefährlich werden könnte. Die Bertini war nämlich trotz ihrer scheinbaren Aufrichtigkeit, gegen Helene doch nicht ganz wahr. Sie gehörte zu jenen charakterlosen Frauen, welche weder an Personen noch an Principien sich hinzugeben vermögen; sie war eine subjective und noch dazu in diese ihre eigne Subjectivität verliebte Frauennatur, ohne tiefe dauernde Gefühle und jeden sittlichen Halt, eben so einer guten wie einer schlechten Handlung fähig, je nachdem ihr dies gerade im Augenblicke zusagte und die schnellste innere Befriedigung verhieß. Helene hatte Ursache ihr für Vieles dankbar zu sein; nicht nur, daß die routinirte Sängerin dem schüchternen Neuling manche nützlichen Winke gegeben, sie hatte sich ihr auch in hundert anderen Dingen gefällig erwiesen und ihr manches kleine Opfer gebracht, dessen eine gemeine Egoistin nicht fähig gewesen wäre. Der Antrieb dazu war aber mehr aus momentaner Gutmüthigkeit, aus einer Art von Laune entsprungen, die zugleich ihrer eigenen Eitelkeit schmeichelte: sie wollte gerade das Unerwartete thun, und damit einen Nimbus um sich verbreiten. Man hatte allgemein geglaubt, die Bertini werde Helenen's Engagement, und die Art wie man die Anfängerin feierte als eine Zurücksetzung ihrer Person aufnehmen, es Helenen entgelten lassen und ihr auf jede mögliche Art zu schaden suchen

— wie sie es schon vielen anderen ihrer Colleginnen gethan; — aber sie hatte Lust, es einmal anders zu versuchen. Konnte sie doch so plötzlich und schnell sie wollte zu einem andern Verhalten übergehen so bald ihr das jetzige zu unbequem geworden, oder so bald es ihr im Augenblick nützlicher erschien; sie wurde auch darum noch nicht gleich aus einer Freundin eine Feindin und umgekehrt, sondern ihr Begriff von der Freundschaft war so dehnbar, daß er ihr erlaubte, ihrem Egoismus gemäß zu handeln; — sie konnte derselben Person gegenüber heute gut, aufopfernd und freundlich sein und morgen wieder schlecht, hinterlistig und kalt — und so war sie in allen Gefühlen wechselnd. Wie hätte man auf sie bauen können? Dazu machte sie sich natürlich aus solcher Art zu sein nie einen Vorwurf, und lebte eben hin, als ob es außer ihr weiter keine Menschen und Verhältnisse gäbe, sondern als ob sie der Mittelpunkt von Allem sei und weder andern Menschen noch irgend einem sittlichen Gesetz Rechenschaft für ihr Handeln zu geben schuldig sei. Dieser bewußte Egoismus ist viel gefährlicher als der unbewußte, den man gewöhnlich findet eben weil er sich für ganz berechtigt hält. —

Die Stein-Bertini verbarg es jetzt Helenen, daß sie eigentlich schon eifersüchtig auf diese und den Prinzen war. Zwar hatte der Prinz den Ausspruch über Helene wirklich zu ihr gethan, aber nicht so unbefangen, daß ihr nicht an ihm eine gewisse Veränderung aufgefallen wäre, ein unstetes zerstreutes Wesen und

Etwas wie Langeweile. Doppelt sehend in ihrer Leidenschaft und Eifersucht hatte sie vergeblich näher geforscht und ohne sich den Argwohn deutlich gegen ihn merken zu lassen, konnte sie doch keinen andern Gegenstand als Helene auffinden, der den Prinzen von ihr abzog, und so suchte die Argwöhnische im Voraus ihre Maßregeln gegen diese zu nehmen. Der Prinz hatte einmal im Gespräch erwähnt, daß es allerdings wohl nicht uninteressant sein müsse, eine sogenannte Spröde zu erobern, sei es auch nur, um sie zu demüthigen und sie die männliche Macht fühlen zu lassen; die Bertini fand es darauf gerathen Helene zu verleumden und sie als eine Heuchlerin darzustellen, die schon mehr als ein gewöhnliches Liebesverhältniß gehabt habe, und nur verstehe den Schein zu vermeiden, u. s. w. — Diese Art der Aussprache vertrug sich bei ihr ganz gut mit der Freundschaft, und that derselben keinen Eintrag.

Sie entließ jetzt die muthmaßliche Nebenbuhlerin etwas beruhigter. —

Das Hofconcert rückte endlich heran. Es war Helenen unheimlich, daß, als sie dort mit den andern ausübenden Künstlern eintrat, Graf Grimmstein's widerwärtige hagere Gestalt mit dem krankhaft blassen Gesichte und den sinnlich blinzelnden Augen, in deren eines das an einer Haarschnur befestigte Lorgnon ein=geklemmt und sofort auf sie gerichtet ward, die erste bekannte Persönlichkeit war, auf welche ihre Blicke trafen, obgleich sie dieselben schnell unwillig wieder

abwendete. Die Anwesenheit und Nähe des ganzen Fürstenhauses war ihr gleichgiltig wie immer, die Hofluft aber, die aus der ganzen Umgebung und den Räumen ihr entgegenwehte, übte einen peinlichen Eindruck auf sie.

Unheimlich war es ihr auch, daß es nach beendetem Concert geschah, wie die Bertini ihr vorausgesagt. Die Ministerin und die Oberhofmeisterin der Fürstin führten sie zu dieser und stellten sie ihr vor; diese ließ sich herab, einige huldreiche Worte zu ihr zu sprechen, — auch der Prinz stand da und fügte einige Schmeicheleien über ihren Gesang hinzu.

Die Fürstin sagte: „Es gereicht Ihnen zur Ehre, daß Sie Ihre schöne Kunst in den jetzigen schweren Zeiten, welche Gott über uns verhängt hat, so gern dazu anwenden die Nothleidenden zu erfreuen."

In Helenen's Seele fiel bei diesen Worten ein Gedanke wie ein leuchtender Strahl: — „Der Fürst weiß gar nicht, wie es eigentlich im Lande steht, die Minister und die Camarilla täuschen ihn absichtlich über den Zustand seines Volks" — das war der Ausspruch Unzähliger; ein Ausspruch der jetzt von Mund zu Mund ging und als feststehend betrachtet ward — Helene dachte daran, als sie vor der Fürstin stand, die zu ihr von den schweren Zeiten sprach, und doch gewiß ebenso wenig davon wußte; neben ihr stand der Prinz, der ihr Geld geschickt hatte für die Nothleidenden in Hohengrün, auch ihm war

sicher die gräßlichste Gestalt des Elendes fremd, in der es auftrat. Helene fühlte daß es ihre Mission sei, die Bedeutung dieses Augenblicks zu nützen.

„Durchlauchtigste Hoheit," begann sie, „ich hatte von einem Augenzeugen die Schilderung der Noth mit angehört, wo Tausende Hung" —

„Hungers sterben," hatte sie sagen wollen — aber die Oberhofmeisterin und die Ministerin, ganz zitternd vor der unerhörten Kühnheit, hier diese Dinge erwähnen zu wollen, riefen zugleich Beide der Fürstin zu: „Seine Durchlaucht ist bereit zur Tafel zu gehen." — Diese wandte sich mit einer gnädigen entlassenden Handbewegung von Helenen hinweg, die beiden Begleiterinnen aber schossen grimmige Blicke auf sie.

Helene erröthete und stand mit niedergeschlagenen Augen vernichtet da; doppelt verlegen weil sie nicht wußte, ob sie einen Verstoß wider die Etikette begangen hatte, und auf's Tiefste betrübt, daß ihre Absicht mißlungen war, von der sie sich im Augenblick so viel versprochen hatte. Wie kränkte es sie, durch das Benehmen jener beiden Damen die frühere Ansicht bestätigt zu finden, daß die Glieder des Fürstenhauses nur den allerkleinsten Theil der näheren Sachlage erfahren hatten und erfahren sollten!

Der Prinz war der Fürstin gefolgt; Steinau, der vorhin neben ihm gestanden hatte, da er mit Helenen sprach, näherte sich dieser, als sie eben nach der Thür ging, durch die sich die andern Künstler auch

entfernt hatten und bot ihr den Arm, sie hinaus zu geleiten.

In der Verlegenheit und Erregung des Augenblicks, in der sie war, nahm sie ihn schweigend an.

Theilnehmend sagte er zu ihr: „Sie wollten Ihrer Durchlaucht Herz für die Armen und Nothleidenden rühren, und man schnitt Ihnen das Wort ab. Seine Hoheit der Prinz hat ein offneres Ohr für dergleichen Dinge, wollten Sie nicht mit ihm sprechen?"

„Seine Hoheit ging auch fort" antwortete sie. —

„Aber er ist jeden Tag zu sprechen, ich werde es vermitteln, wenn Sie nur die Stunde bestimmen wollen," entgegnete Steinau.

Helene dachte in diesem Augenblick nur an die Tausende von Unglücklichen, deren Anwalt sie hatte sein wollen; es konnte ja im Augenblick Keiner besser helfen als der Fürst, der Prinz. Zudem hatte sie ja Steinau als den Vertrauten des Prinzen und der Bertini gesehen, er war ihr unbedeutend und gutmüthig erschienen, und so konnte ihr bei seinem Anerbieten kein Arg kommen.

„Wirklich!?" rief sie, aus ihrer Niedergeschlagenheit erwachend fröhlich aus. —

Steinau sagte: „Sie haben nur zu befehlen, wann ich Sie abholen soll." —

„Vielleicht übermorgen früh gegen 12 Uhr, denn morgen bin ich den ganzen Tag nicht frei," antwortete sie.

„Ich werde pünklich erscheinen!" rief er und ver-

neigte sich mit Artigkeit, da er sie bis an die Garderobe gebracht. —

Höhnisch lachend ging er in den Saal zurück und dachte verächtlich: einem Prinzen laufen doch auch die Sprödesten in die Arme, und noch ehe er es selbst verlangt; — freilich die rosenknospige Schwester würde ihm willkommener sein. — —

VI.

„Dem Armen bleibt nur Arbeit als Genuß,
Doch seine Hand ersetzen Dampf und Flammen.
So hungert er und läßt die Hände feiern
Und sinnt auf Rache an dem reichen Manne.“ —
Hermann Klencke.

Im „wilden Viertel“ ging es noch trauriger zu als sonst. Es starben auch hier viele Menschen, freilich im Verhältniß lange nicht so viele wie in Hohengrün, und dann nannte man auch nicht die Hungerpest als die Krankheit, an der sie gestorben, sondern bald diese, bald jene — obgleich es immer der Hunger war, der sie tödtete.

Der alte Regenau saß in seiner kellerartigen, kalten Stube, zusammengekauert auf dem hölzernen Schemel und rauchte. Fritz, der Cigarrenarbeiter, lehnte mit ineinandergeschlagenen Armen am Ofen, in den nun schon seit vielen Tagen kein Span gekommen war. Zuweilen sah er nach der Thür und

murmelte dann ungeduldig zwischen den großen, weißen Zähnen:

„Sie kommt immer noch nicht; wahrscheinlich hat sie auch keine Lust mehr, diesen elenden Ort aufzusuchen — freilich, ein schönes Sonntagsvergnügen ist's nicht.“

Sonntags war Fritz immer beim alten Regenau, um dort dessen Tochter zu erwarten, der es nach 14 Tagen immer auf einige Stunden gestattet ward, auszugehen. Heute war der Tag.

„Sie wird schon kommen,“ sagte der Alte zuverlässig, „Du bist aber über Alles gleich unwirsch.“

„Wie mag jetzt auch noch ein Mensch zufrieden sein!“ rief Fritz.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und Henriette, im einfachen, aber netten Sonntagsstaat, ein Körbchen am Arm, trat ein und grüßte herzlich die Beiden. Fritz küßte sie und sprach kein Wort bei ihrem Eintritt.

Henriette eilte, die Lebensmittel auszupacken, welche sie in dem Körbchen mitgebracht hatte; der Vater griff hastig nach einem Stück Brot, und sah eine Flasche Wein, welche ihm Henriette triumphirend hinreichte, mehr mißtrauisch und prüfend als erfreut an.

„Jette!“ rief er bedeutungsvoll und richtete seine Blicke furchtbar drohend auf die Tochter. „Gehörst Du etwa auch zu den Dienstleuten, die da denken, wenn sie von den Eßwaaren, die bei ihrer Herrschaft

vielleicht verschwendet werden, hinwegnehmen, das sei nicht gestohlen? wenn es so ist, wollen wir lieber verhungern.“ —

Fritz starrte vor sich nieder und seine Augen glühten unheimlich — er wäre selbst nie im Stande gewesen, auch nicht in der höchsten Noth, Etwas zu nehmen, das ihm nicht zugehörte; er verwünschte Jeden, der es that — und doch dachte er zuweilen: kein Mensch hat das Recht, den andern verhungern zu lassen, und Der, welchem man die Mittel zu leben verweigert, hat das Recht, sie sich zu nehmen. — Diese Vorstellungen und Ansichten kämpften oft und auch jetzt in seinem Innern.

Henriette war roth geworden über den Verdacht, der sie traf. Thränen stiegen in ihren Augen auf, sie legte ihre Hand auf die Schulter des Vaters und sagte: „Vater! wenn mir das ein Anderer gesagt hätte als ihr! — Ich habe Euch ja noch niemals Schande gemacht, und muß Euch doch erst versichern, daß mir die Frau Commissionsräthin Plagwitz dies Alles selbst gegeben! — Ich habe nicht einmal darum gebettelt, denn ich weiß, die Herrschaften können es nicht leiden, daß man Lebensmittel nach Hause trägt und oft schicken sie die Dienstboten nur deshalb fort, weil sie wissen, daß sie nothleidende Verwandte haben, und das geschieht nicht aus Hartherzigkeit, sondern aus Mißtrauen, und weil ihnen die öftere Erinnerung an Armuth und Elend unangenehm und langweilig ist; — aber die Frau Commissionsräthin hat mich

gefragt, ob bei mir zu Hause auch Noth sei? und da ich's bejahete, gab sie mir dies — und auch diese Marken hier; dafür könnt Ihr Euch die Woche viermal warmes Essen holen in der Speiseanstalt des Frauenvereins." —

Der Alte hob seine Hand segnend auf das Haupt der Tochter und sagte: „Nun, die Zeiten sind so schlecht und die reichen Leute fragen so wenig nach uns, daß es fast kein Wunder ist, wenn man auf arge Gedanken kommt. — Von der Speiseanstalt und dem Frauenverein habe ich schon gehört, ist Deine Herrschaft auch dabei?"

„Ja, sie wollte erst nicht Theil nehmen, weil sie die Ministerin gegründet hat und mit an der Spitze steht; aber der Herr beschloß nachher doch, daß seine Frau dazutreten solle, damit die Ministerin nicht etwa auf den Gedanken käme, man fürchte sich vor ihr, und daß auch Jemand dabei sei, der ihr die Spitze zu bieten wage."

Fritz lachte zornig, stampfte wild mit dem Fuße, wie es seine Art war und sagte: „Da ist doch Eins so schlecht wie das Andere, und man soll sich noch dafür bedanken? Erst bekümmert sich gar kein Mensch um das Elend, und wenn es dann so offenbar wird, daß Keiner mehr thun kann, als sei es ihm fremd, so machen sie sich breit mit ihren Wohlthaten und sind nicht einmal wohlthätig aus Mitleid! -- Von Humanität kann man dabei gar nicht sprechen, denn sie haben keinen Begriff davon und verfolgen sogar beim

Wohlthun ihre egoistischen Zwecke; diese Aristokraten thun es mit gleißnerischer Heuchelei, um sich Freunde und Dank unterm niedern Volk zu erwerben, und diese Liberalen sind, wenn nicht eben so nichtswürdig, doch eben so egoistisch und langweilig mit ihrer ewigen Oppositionssucht in allen Dingen."

„Aber Du bist ungerecht, Fritz," mahnte Henriette, „wie viel Gutes geschieht doch auch!"

„Es wäre Keinem eingefallen, wenn nicht die Gärtner das Concert gegeben hätte; wir wissen recht gut, wie Alles gekommen ist, Bruno Gärtner hat es neulich in unserm Fortbildungsverein erzählt, und der ist nicht wie die Andern, die bei allen Dingen nur einen Namen haben wollen; dem ist es gleich, wer das Gute thut, wenn es nur wirklich gethan wird. Die ganze Familie ist übrigens so; sie wissen's Alle, daß die armen Leute auch Menschen sind, die nicht nur arbeiten und essen, sondern auch menschlich behandelt sein wollen; es ist doch wahrhaftig nicht unsere Schuld, daß wir ein Leben haben wie die Hunde und schlechter, indeß die Vornehmen nur vom Vergnügen leben und bei Gastgelagen schwelgen."

„Hast Du nicht gehört," entgegnete Henriette wieder sanft, „daß der Minister neulich erklärte, die wöchentlichen Soiréen bei sich wegfallen zu lassen, um das sonst darauf verwendete Geld den Armen zu geben?"

„Ei ja doch," antwortete Fritz, „ich habe es wohl gelesen, hat er es doch in der Zeitung mehrmals

mit großen Buchstaben ausposaunt! — Das soll Etwas heißen und kommt doch wieder Nichts dabei heraus. An andern Tag beklagten sich die kleinen Handwerker, die es wahrlich jetzt mit am Schlechtesten haben, daß, wenn derartige Maßregeln mehrfach ergriffen würden, sie dies am Härtesten empfinden würden, denn sie würden dadurch immer mehr von ihrem jetzt ohnehin sehr geringen Verdienst einbüßen, und von Verarmten, die noch hofften, sich durch ihre Arbeit ernähren zu können, zu den ganz Armen herabsinken, die diese Hoffnung aufgegeben haben. Und sie baten auf's Flehentlichste die Aristokratie, durch solche Einschränkungen sie doch ja nicht ferner drücken zu wollen."

„Aber da kann es ja auch Niemand recht machen!" sagte Henriette niedergeschlagen.

„Das ist auch wahr," sagte Fritz, „die Einzelnen können nicht viel ändern und verbessern, es muß Alles von Grund aus anders gemacht werden!"

„So sprichst Du immer!" entgegnete Henriette, „sei nur jetzt gut und zufrieden, wir wollen uns die paar Stunden nicht damit verderben." —

Fritz lachte wieder bitter in seiner vorigen Weise. „Ich möchte sie Dir auch nicht gern verderben," sagte er, „darum habe ich Dir meine Hauptneuigkeit noch gar nicht erzählt."

„Was denn? Du bist so aufgeregt und siehst so finster aus, wie ich Dich lange nicht gesehen habe, was hast Du?"

„Du ahnst oder weißt es also noch nicht?“ fragte er wieder, „sehr lustig ist die Geschichte allerdings nicht, — aber kurz. Gestern ist in unserer Cigarrenmanufaktur die Hälfte der Arbeiter ausgelohnt und entlassen worden — und darunter bin ich.“

Henrietten überlief es kalt — „Du?!“ — sie brachte nichts weiter heraus. —

„Ich,“ sagte er fest, „der Fabrikherr hat uns entlassen, weil angeblich die Geschäfte jetzt nicht gingen, aber in Wahrheit hat er Diejenigen ausgestoßen, die mit beim Fortbildungsverein sind, und da bin ich natürlich mit daran gekommen.“

„Gerechter Gott! Was soll nun werden?“ rief Henriette außer sich.

Fritz zuckte die Achseln und antwortete spottend: „Mir und meinen Kameraden werden weder die Ersparnisse von den Soiréen des Ministers, noch die Suppen des Frauenvereins Etwas helfen. Wenn einige Fabrikherren ihre alten Arbeiter abdanken und sich mit den schlechten Zeiten entschuldigen, so werden andere, welche menschlich genug sind, die ihrigen zu behalten, doch keine neuen annehmen; es ist wahr, sie verdienen in diesem Jahre vielleicht tausend Thaler weniger als sonst, — um eine Mittelsumme anzunehmen und nicht zu übertreiben, statt zwanzigtausend nur neunzehntausend, so muß das fehlende Tausend natürlich am Arbeitslohn erspart werden, und die Arbeiter bekommen entweder weniger Lohn, oder werden ohne Weiteres fortgeschickt. — Es kümmert sie nicht, daß

uns dann, nicht wie ihnen, nur ein kleiner Theil vom gewohnten Ueberfluß, sondern eben Alles fehlt!"

Henriette zitterte vor einem stärkern Ausbruch seines Unmuthes und seiner Verzweiflung, und wollte ihn durch einen Kuß besänftigen; aber er war zu aufgeregt, um jetzt Raum in sich für zärtliche Empfindungen und Aeußerungen zu haben, und rief wild:

„O, ich möchte an den Wänden hinauflaufen oder sie mit meinen Fäusten zerschlagen! Jung und stark sein, Kraft und Geschick haben zu tausend Dingen, arbeiten wollen Tag und Nacht, wenn es sein muß, und doch keine Arbeit haben, — o, das muß in Wuth bringen oder vielleicht verrückt machen!"

Er sprang auf und rannte heftig in dem kleinen Gemach hin und her.

Der Alte, der sich bisher schweigend verhalten und sich Henrietten's Gaben hatte schmecken lassen, stieß jetzt mit dem Krückstocke auf den tonigen Fußboden und rief: „Es ist ja heute der erste Tag, daß Du aus der Arbeit bist; wenn Wochen und Monate hingegangen sind und Du vergeblich Dich nach Arbeit und Verdienst umgesehen, dann magst Du Dich eher so geberden!" —

„Frage Deine Herrschaft, ob sie einen Holzhacker braucht, sie kann mich nehmen!" rief Fritz Henrietten zu, — aber im nächsten Augenblick fügte er wieder höhnisch bei: „Zwar, Du darfst es nicht sagen, daß Du einen Liebsten hast, der gehört sich nicht für arme

Mädchen, und vollends einer, der selbst ein armer Arbeiter ist; — was, armer Arbeiter? ich bin nicht einmal der mehr, ich bin „brodloser Arbeiter!“ Ja, dies neumodische Wort hat in diesen glücklichen Friedenszeiten nothwendig erfunden werden müssen, und ich bin einer!“

Er hätte vielleicht noch lange so fortgewüthet, aber von der Gasse herein scholl ein verworrenes Geräusch, und Fritz eilte hinaus. Der Alte fragte, was es denn gäbe? und Henriette lauschte durch die halb offene Thür.

Draußen schleppten zwei Polizeidiener, von einem Gensd'armen gefolgt, ein händeringendes Weib; ein Bediente in Livree ging mit dem Lächeln der Genugthuung neben dem Gensd'armen. Vor und in den Häusern, zwischen den Thüren, standen die Nachbarn, verbissene Wuth auf den Gesichtern.

„Ich habe es ja nicht für mich genommen!“ rief das Weib unter Schluchzen, „und alle Welt kann mir's bezeugen; es war das erste Mal, daß ich's that — meine armen Kinder! Ach, eine Mutter kann wohl wahnsinnig werden, wenn sie die Kinder verhungern sieht, und Eins schon vor Hunger oder Kälte gestorben ist! — Arbeit hatte ich nicht, mein Mann auch nicht, und da ich vergebens gebettelt, konnte ich nicht wieder heim gehen ohne einen Groschen oder ein Stückchen Brod, und die anderen Kinder auch sterben sehen!“ —

„Nun halte Sie bald das Maul!“ drohte der Gensd'arm, „sonst wird Sie nicht allein wegen Diebstahls, sondern auch noch wegen Widersetzlichkeit bestraft!“ —

„Schlimm genug, daß Ihr so viel Kinder habt und könnt sie nicht ernähren!“ rief mit rohem Lachen der Bediente.

Henriette konnte sich nicht länger halten, sie stürzte vor und sagte zu dem Polizeibeamten: „Ich kenne die arme Frau, sie und ihr Mann sind brave, ordentliche Leute, sie wären gern fleißig, wenn sie Arbeit hätten; ohne die Mutter müssen die Kinder ja vollends umkommen — habt Erbarmen — ihr Kleinstes ist erst ein paar Wochen alt und die Mutter nährt es selbst!“

„Weg, Ihr habt hier Nichts dreinzureden!“ rief der Gensd'arm.

„Ob die Weiber nicht allemal schlimmer sind im Reden und Raisonniren als die Männer,“ sagte der Polizeidiener. —

„Habt Ihr denn gar kein Erbarmen?“ wandte sich Henriette zu dem Bedienten.

„Ich thue meine Schuldigkeit; sie hat meinen Herrn bestohlen,“ sagte der Bediente und warf sich in die Brust, „übrigens, wenn Sie vielleicht bei meinem Herrn eine Fürbitte einlegen wollen — er hat die hübschen Mädels gern, es kann sein, daß —“

Aber das freche Lächeln, mit dem er diese Worte zu Henrietten sprach, die sich jetzt unwillig

und erröthend weg wandte, verging ihm vor einem kräftigen Faustschlag auf die Schulter, unter dessen Wucht er zusammenbebte. —

Fritz führte den Schlag und rief zähneknirschend: „Wie der Herr, so der Diener — ich kenne diese verfluchte Hanswurstjacke!"

Aber der Geschlagene rief sofort die Polizei zu Hilfe und schrie: „Das ist auch so ein schlechter Kerl, der das Bettelpack gegen die vornehmen Leute, gegen Ordnung und Gesetz aufhetzt — Ihr seht es gleich an der Frechheit, mit der er den Bedienten des Grafen Grimmstein geschlagen — nun, mein Herr wird das nicht dulden und auf mir sitzen lassen."

„Wir arretiren den Kerl," sagte der Gensd'arm.

Die Polizeidiener wendeten sich zu Fritz und sagten: „Sie sind arretirt und müssen mitgehen, gutwillig, oder — der Gensd'arm hat Stricke und Riemen mit; das ist kein Benehmen, wie es unter den Augen der Polizei und gegen einen herrschaftlichen Diener gestattet werden kann."

Henriette kniete in den Schnee und Schmutz der Straße vor den Männern der „Ordnung und Sicherheit" nieder und rief: „O, Erbarmen, ich bin ja an Allem schuld!"

Aber Fritz, der bisher unbeweglich gestanden, riß sie wild in die Höhe und sagte: „Beschimpfe Dich nicht selbst und kniee vor solchen — Leuten; fort, in's Haus." Zu den Polizeidienern sagte er fest: „Sie brauchen mich nicht zu binden, ich werde gutwillig

folgen; tröste Dich Henriette, es ist eben kein Unglück, ich habe ein paar Tage freies Logis und Essen; wenn's auch nur Brod und Wasser setzt, das ist für mich schon genug!" —

Er ging neben dem Gensd'armen, indeß die Polizeidiener das jammernde, halb ohnmächtige Weib fortschleppten.

Henriette wagte kein Wort mehr; als aber diese Fünf um die nächste Ecke verschwunden waren, wandte sie sich mit der Frage zu einigen dastehenden Nachbarinnen: „Wie war es denn eigentlich mit der Frau?" —

„Nun, die Noth bei ihr zu Hause ist so groß, wie sie sagte," erzählte eine der Frauen, „noch niemals hat sie gebettelt, und nur heute aus Verzweiflung es versucht. Sonntags aber sind die vornehmen Leute, auch wenn sie in der Kirche gewesen sind, besonders hartherzig und unchristlich, denn gewöhnlich erwartet sie da irgend ein Vergnügen, in dem sie nicht durch Bettelei gestört sein wollen; da heißt es wohl: „gar noch betteln unter der Kirche" oder „auch Sonntags soll man keine Ruhe haben" — und sie werfen die Thüren zu; was kümmert es sie, ob die Armen jemals Ruhe haben, auch nur einen Augenblick! — So hat denn diese Mutter überall vergeblich gebeten, bis sie endlich auch zu dem Grafen gekommen ist, dessen Bedienter hier war; der hat ihr auch gesagt: macht, daß Ihr fortkommt — und die Thür hinter sich zugeworfen, während sie selbst noch in der

Stube war; es liegen einige Viergroschenstücke auf dem Tische und sie nimmt schnell eins davon, — ein einziges — und entfernt sich. Der Bediente aber merkt es bald, macht einen Heidenlärm und ruft die Polizei herzu. Da man die Frau im Hause gesehen und gekannt hat, würde sie leicht gefunden. — Ist's auch nicht recht von ihr — du lieber Gott! bei diesen Zeiten muß man sie entschuldigen, und ich bin nur froh, daß sie für das Geld gleich ein Brod geholt hat, das die Kinder schon verzehrt hatten, als die Häscher gekommen sind. Sie hätte sich am Ende herauslügen und leugnen können, aber weil sie gut ist und noch niemals etwas Unrechtes gethan hat, so hat sie's auch gleich gestanden und nun den Lohn davon." —

„Für solche Kleinigkeit," sagte eine Andere, „kann man sie doch auch nicht lange inne behalten?"

„Aber die Schande!" sprach die Erste wieder; „wer es noch nicht weiß, erfährt doch, daß sie gestohlen hat und nun traut ihr kein Mensch mehr; sie gilt als Spitzbübin, denn sie hat wegen Stehlens gesessen, Niemand wird sie mehr auf Arbeit zu sich nehmen, und doch ist sie eine brave Frau."

Während diese Leute noch so sprachen, ging Henriette zu dem Vater hinein und erzählte den ganzen Verlauf der Sache. Der Alte stampfte mit seinem Krückstock auf den Boden, wie immer, wenn er wüthend war, aber er sagte kein Wort. —

„Gute Nacht Vater," sagte Henriette; „die freie Stunde, die ich noch habe, will ich benutzen, um zu Gärtner's zu gehen, und dort mir Rath zu holen. Ich werde erzählen, wie Alles gekommen. — Herr Gärtner hält viel auf Fritz; er hat ja Bekanntschaft unter den Großen und die Sängerin noch mehr, vielleicht können sie Etwas für ihn thun. Wenigstens wenn sie hören, daß er arretirt ist, sollen sie nicht denken, daß er etwas Schlechtes gethan hat; hitzig ist er nun einmal, da wird man ihn nicht ändern."

Der Alte billigte ihren Entschluß und sie ging.

Als Henriette vor dem Hause stand, in dem die Familie Gärtner wohnte, war es schon dunkel geworden und nur ein Fenster der von ihr bewohnten Etage schimmerte erleuchtet. Es ward ihr bange, daß sie vielleicht die Herrschaft gar nicht treffe, sondern nur das Dienstmädchen. Was sollte sie dann thun? Zu Bruno wäre sie nicht gern um diese Stunde gegangen, die Leute, die sie gehen sahen, konnten Unrechtes von ihr denken. So schnell als möglich eilte sie jetzt hier die Treppe hinauf und klingelte mit angstvoll klopfendem Herzen.

Sie klingelte ein, zwei Mal, es öffnete Niemand und doch mußte wenigstens Einer zu Hause sein, da sie das Licht gesehen. Sie klingelte noch ein drittes Mal und stärker als vorhin, da hörte sie endlich drinnen eine Thür gehen und das Geräusch von nahenden Schritten, — eine weibliche Stimme fragte durch die Thür: wer da sei?

„Henriette Regenau," antwortete diese, „ich komme mit einer großen Bitte in meiner großen Noth." —

Die Thür öffnete sich und Helene, die allein zu Hause war, stand vor ihr. Mutter und Schwester waren bei Bekannten, das Dienstmädchen hatte Erlaubniß gehabt auszugehen. Helene war sonst niemals furchtsam wenn sie allein war, nicht einmal vorsichtig, aber heute war sie so schreckhaft. Sie hatte es klingeln hören beim ersten Zug; aber sie hatte sich nicht entschließen können nachzusehen und zu öffnen,— endlich, da das Klingeln stärker ward, sagte sie sich, daß es kindisch sei einer unbestimmten Furcht nachzugeben, um vielleicht etwas Wichtiges zu versäumen, aber die Hand lag am Thürschloß und öffnete doch nicht, ehe die Frage mit veränderter Stimme gethan war. —

Jetzt aber nahm sie die Eintretende mit in ihr Zimmer, liebreich nach ihrem Anliegen fragend.

Henriette erzählte nach einigen Umschweifen und Entschuldigungen über die Güte der Sängerin und ihre Kühnheit sie zu belästigen, Alles was vorgefallen — der Wahrheit getreu, in einfacher und darum ergreifender Schilderung.

Helene hörte mit inniger Theilnahme zu: „Wie gern möchte ich Ihnen helfen!" sagte sie bewegt, aber ich weiß gar nicht, was ich in der Sache weiter thun könnte, als Ihnen eine kleine Summe zu geben, die Sie für jene verlassenen Kinder und Ihren Vater

verwenden mögen, oder für Ihren Fritz, wenn er es braucht. Da es sich nur um solche Kleinigkeiten handelt, kann ich mir nicht denken, daß man die beiden Arretirten lange im Gewahrsam behalten wird. — Nehmen Sie einstweilen dies," und sie schob ihr einen Thaler hin.

„Ich danke zunächst für jene verlassenen Kinder," sagte Henriette, „aber so war es nicht gemeint, — ach, es ist zu schrecklich seinen Liebsten im Gefängniß und brodlos zu wissen. Wenn Sie die Güte hätten mit Ihrem Herrn Bruder zu sprechen — er hat den Fritz gern."

„Erzählen werd' ich's ihm, sobald ich ihn sehe; aber es sind jetzt nicht die Zeiten wo ein Mensch wie mein Bruder Jemandem in einer solchen Lage etwas nützen könnte. Sie wissen wohl nicht, daß er selbst mißliebig bei der Regierung ist und also in den Kreisen wo er sich für ihn verwenden könnte gar keinen Einfluß hat, vielmehr würde er ihm nur schaden. Er wird ebenso auch nicht im Stande sein ihm dauernde Arbeit zu verschaffen, wenn er auch hin und wieder durch Empfehlungen an seine Bekannten ihm Etwas zu thun geben kann."

„O dies wäre schon sehr gut," sagte Henriette, „aber wenn nur Fritz erst wieder in Freiheit wäre! mir ist so angst, weil er sagte, daß gerade Diejenigen aus der Arbeit geschickt worden seien, die beim Fortbildungsverein sind. Wie schlimm kann es noch werden, wenn Jemand diese Angelegenheit mit erwähnt.

„Leider mögen Sie damit Recht haben,“ stimmte Helene bei, „Sie sehen also selbst ein, daß“ —

„O edles Fräulein!“ unterbrach sie die Bittende wieder, „ich dachte eben Sie selbst könnten sich verwenden! Sie sind mit den vornehmen Herrschaften bekannt, ein gütiges Fürwort“ —

„Von den Beamten welche hierbei von Einfluß sind, kenne ich Niemand,“ sagte Helene ablehnend.

„Aber was ein Prinz wünscht, wird immer ausgeführt — o bitten Sie für ihn bei dem Prinzen!“ bat Henriette inniger.

Helene fuhr zusammen und starrte die Sprecherin an: „Wie kommen Sie auf den Prinzen?“

„Weil man sagt, daß Sie bei Hofe sehr gut stehen und der Prinz Ihnen sehr gern Alles zu Gefallen thun wird,“ antwortete Henriette einfach.

Helenen überlief es kalt: „Man sagt das,“ wiederholte sie bebend und versank in Nachdenken, sie unterdrückte einen Seufzer; dann gab sie Henrietten die Hand zum Versprechen: „Ich werde mit meinem Bruder darüber sprechen, wenn wir Etwas nützen können, so wird es geschehen.“

Henriette ging mit innigen Dankesworten, getrösteter zwar als sie gekommen, denn sie hatte ihr Herz wenigstens ausgeschüttet und Theilnahme gefunden, aber immer noch tief bekümmert.

Nachdem Helene sie hinaus begleitet und sich wieder eingeschlossen hatte, sank sie bleich und tiefathmend in das Sopha.

Am Morgen dieses Tages hatte sie einen Brief von ihrem Bruder Rudolph aus der Schweiz erhalten. Er lebte dort jetzt unbelästigt und hatte bei einem Uhrmacher leidlichen Verdienst; aber das neuerdings von seiner vaterländischen Regierung erlassene Verbot: das Wandern der Gewerbsgehilfen in der Schweiz betreffend, ängstigte ihn. Ward es mit der ganzen Strenge ausgeführt mit der es erlassen war, — und er zweifelte nicht daran, — so raubte ihm dies jede Möglichkeit der Rückkehr und einer Niederlassung für immer. Diese Vorstellung machte ihn plötzlich ganz niedergeschlagen. Er fühlte sich so glücklich in der Schweiz, denn war sie auch nicht das Ideal eines freien Staates, so war sie doch immer im Verhältniß gegen die andern deutschen Staaten ein Paradies der Freiheit; er war glücklich, denn er liebte das Schweizermädchen Sabine und ward von ihr wieder geliebt, und oft wenn er daran dachte, daß er sie einst mitnehmen werde in seine Heimath, war es ihm, als wolle er ein Unrecht an ihr begehen, daß er sie aus den Alpen und ihrer ganzen poetischen Welt fortlocken wolle in das flache Land und seine nüchterne Prosa; — aber jetzt, da er die Möglichkeit, die beinah schon Gewißheit schien, überdachte: nie wiederkehren zu dürfen — verbannt zu sein aus der Heimath, von der Vatererde, nie wiederkehren zu dürfen in die Arme der geliebtesten besten Mutter und theurer Geschwister — jetzt wurde die Sehnsucht so stark in ihm, daß er am liebsten gleich zur Stunde in die Heimath geeilt

wäre! Er schrieb dies Helenen in aller Aufregung des Schreckens, welchen jene Nachricht ihm eingejagt, und kam in seinem Briefe zu dem Schluß, daß: da sie doch einflußreiche Personen kenne, sie doch Alles versuchen solle, um zu vermitteln, daß ihrem Bruder weder die Rückkehr aus der Schweiz noch die Niederlassung im Vaterlande versagt werde.

Dieser Brief, den auch die Mutter gelesen, und noch mehr die Angst und der Schmerz derselben bei dem Gedanken, ihren theuern Sohn Rudolph vielleicht niemals im Leben wieder zu sehen, hatte die Aufregung, in der sich Helene befand, noch um Vieles vermehrt. —

In der Nacht nämlich, welche jenem Hofconcert folgte, war es Helenen plötzlich klar geworden, wie unbedacht sie gewesen, Steinau zu versprechen, daß sie ihn zu dem Prinzen begleiten wolle. Nur an die Nothleidenden hatte sie in jenem Augenblick gedacht, deren Anwalt sie sein wollte, — jetzt aber stand das vielmehr, was die Stein-Bertini ihr gesagt, mit leuchtenden Buchstaben vor ihrer Seele, und sie schauderte bei dem Gedanken: daß das Ungewöhnliche, was sie im Dienst der Menschenliebe thun wollte, für etwas Gewöhnliches — für ein kokettes Entgegenkommen gehalten werden könne. Ihr nächster Entschluß war, wenn morgen Steinau komme, nicht mit ihm zu dem Prinzen zu gehen, sondern ihm nur ein Schreiben für diesen zu übergeben, in dem sie ihm

die Thatsachen aus Hohengrün und der dortigen Gegend berichtete.

Steinau, setzte sie voraus, werde es sicher seinen Händen übergeben. Ausführlich erzählte sie Alles dem Prinzen, nur ließ sie die Erklärungen und Aufschlüsse aus, welche ihr die Stein-Bertini gegeben hatte. Sie traute der leidenschaftlichen Sängerin nie ganz — konnte nicht Alles nur Trugbild ihrer aufgeregten Phantasie sein, ihrer maßlosen Eifersucht? Wohl mochte sie fürchten, und nicht ohne Ursache, daß man sie zu entfernen trachte — aber welche Beweise hatte sie dafür, daß man sie gerade durch Helene verdrängen wolle? Konnte dies nicht Alles Erfindung der Bertini sein? entweder eine Täuschung ihrer Leidenschaft, die sie selbst glaubte, oder eine kluge Berechnung, die ihr Ziel wohl kennt und verfolgt? Helene wußte ja nie, wie die Sängerin es mit ihr meine. Sie war zu bescheiden, um diesem Gerede irgend Glauben zu schenken, und nahm sich vor, sich immer mehr gegen dasselbe zu stählen; konnte sie nicht oft schon ohne alle Veranlassung dem Prinzen Unrecht gethan haben, und war nicht die kleine Aufmerksamkeit mit den Blumen, wenn nicht ein Werk des Wohlthuns und der Menschenfreundlichkeit, doch jedenfalls nur eine sehr einfache und unschuldige Huldigung? Jetzt konnte Helene um so weniger Mutter und Geschwistern jene Mittheilung machen, denn sie fühlte, derselben zu großes Gewicht beigelegt zu haben.

Die Mutter billigte Helenen's Entschluß, bei dem

Prinzen für die leidende Menschheit zu sprechen, und nun, da Rudolph's Brief kam und das erste Erzittern des Kummers und Weh's darüber verschmerzt war, sagte sie: „Das wäre Etwas, was Du vielleicht bei dem Prinzen mündlich befürworten könntest, denn schriftlich sieht es zu anmaßend oder zu demüthig aus," — aber doch blieb sie bei ihrer Ansicht: daß Helene nicht hingehen solle.

Bruno war auch ganz damit einverstanden, aber obwohl er wenig Vertrauen, selbst zu dem guten Willen des Prinzen hatte, zu helfen und zu segnen — so schwärmte er doch für den Gedanken, daß gerade zu ihm, dem künftigen Thronerben, einmal ein Wort der Wahrheit geredet werde aus einer weiblichen Feder, da es die männlichen nicht wagen durften.

Helene war am Abend allein geblieben, um das beabsichtigte Schreiben aufzusetzen; hier traf sie Henriette, und ihr Wort über den Prinzen machte sie erschrecken und erzittern. So war sie schon im Gerede der Leute, ohne nur zu begreifen, wie sie dazu kam; so hatte die Stein-Bertini doch nicht Unrecht — und wenn es nun wäre, wenn der Prinz wirklich sich für sie interessirte, wenn er wirklich Etwas auf ihre Worte gäbe; für jene ganze verhungernde Gegend, für ihren verbannten Bruder, für die Angehörigen dieses unglücklichen Mädchens, das hilfesuchend zu ihr kam — und für wie Viele konnte sie noch wirken, wenn sie morgen den Prinzen sprach — und dann vielleicht wieder und wieder? Was konnte sie nicht dem künf-

tigen Fürsten sagen, was er sonst nie zu hören gewohnt war, und wenn es dann in ihrer Macht wäre, ihn für Höheres zu entflammen — ihn zu leiten, wie selten ein Fürst geleitet ward — —

Sie richtete sich groß auf in Schauern erhabener Begeisterung bei diesem Gedanken.

Das Bild der Stein-Bertini stand plötzlich vor ihr — ruhig sagte sie zu sich: ihren Rechten würde ich nie zu nahe treten; sie ist nur durch das Band der Sinnlichkeit an ihn gefesselt, ich aber würde ihn lehren, wie man ein Weib achtet; warum könnte ich nicht seine schwesterliche Freundin sein, wie ich die Hugo's bin? Wenn er diesen Pfad verließe — dann wäre es Zeit, ihn auch zu verlassen.

Und die stolze, unschuldige Schwärmerin ward ruhig und schrieb mit fester Hand das zu Ende, was sie morgen Steinau für den Prinzen übergeben wollte. —

VII.

„O, Riesen, Riesen seid ihr an Verstand,
Und Zwerge doch, wägt eine andre Hand
Eur' Werk: — in eurer klugen Rechnung fehlt
Die Ziffer, die das Höchste, Beste zählt."
Titus Ullrich.

Herr von Steinau erschien bei Fräulein Gärtner pünktlich an dem Vormittag, an dem man ihn erwartete. Die Mutter war gegenwärtig, als ihn Helene empfing.

Er warf einen bedenklichen Blick, gleich bei seinem Eintritt, auf Helenen's einfachen Anzug, und fragte so höflich als möglich, ob er zu früh käme.

„Ganz und gar nicht," antwortete Helene, „ich denke, Dinge wie diese, kann Seine Hoheit wohl niemals früh genug erfahren."

Steinau sah sie verstohlen mit einem Satyrlächeln an und ersuchte sie höflich, ihre Toilette zum

Ausgehen zu vollenden. Aber wie veränderten sich seine Blicke, da sie sagte:

„Ihr Anerbieten von gestern kam mir so überraschend, daß ich in der Verwirrung des Augenblickes vielleicht eine unpassende Antwort gegeben habe, kaum weiß ich welche? Genug — Sie haben sich heut zu mir bemüht — ich weiß nicht, in welcher Voraussetzung; ich aber setze von Ihnen voraus, daß Sie im Namen jener Unglücklichen gekommen sind, welche, wie es scheint, der Zufall in meinen besondern Schutz gegeben hat. Wir sprachen davon, daß Seine Hoheit so wenig, wie irgend ein Mitglied des hohen Hauses, die wahre Größe der Noth in jener Gegend kenne — Sie wollten eine gründliche Abhülfe derselben vermitteln, indem Sie mich zu einer Unterredung mit dem Prinzen aufforderten, dieser Schritt würde aber zu viel Auffallendes haben und —"

Steinau fiel ihr in's Wort: „Sagten Sie nicht einmal selbst bei der Stein-Bertini, als eine der Damen sich gegen die Gründung eines Frauenvereins erklärte, weil die Sache Aufsehen machen werde: man könne nie etwas Gutes und Großes erreichen, wenn man sich daran stoßen wolle, daß es vielleicht auffallend erscheine — man müsse in sich gereift und klar genug sein, emancipirt im höheren Sinne, um sich über dergleichen Bedenklichkeiten hinwegzusetzen?"

„Dies thue ich," antwortete Helene, „indem ich Sie ersuche, dies Schreiben Seiner Hoheit zu übergeben —" und sie reichte ihm dasselbe hin; aber

er zögerte es anzunehmen und sah sie überrascht und prüfend an. —

„Ich habe hierin versucht," begann Helene, „einige einfache Thatsachen aus Hohengrün niederzuschreiben und keineswegs durch Bitten, sondern durch eine Schilderung des dortigen Elendes das Herz des Prinzen zu rühren — ich glaube, es bedarf nur dessen, um ihn zu veranlassen, seinen Einfluß geltend zu machen, daß mehr für diese Unglücklichen geschehe, als Private durch gewöhnliche Wohlthätigkeit zu thun vermögen." —

„Mein Fräulein," begann Steinau lächelnd, „Sie kennen das Hofleben und unsern Prinzen sehr schlecht. Derlei Schriftstücke wirklich zu lesen, hat der Prinz weder Zeit noch Ausdauer, und wenn ja — es kommen dergleichen Dinge so oft vor, daß Eines mit dem Andern vergessen wird. Ganz abgesehen davon, daß dies auch nicht die Form sein würde, in der man hohen Personen ein Anliegen vorbringt, so —"

„Die übliche Form," fiel ihm Helene in's Wort, „würde es noch viel weniger sein, wenn ich selbst zu Seiner Hoheit ginge." —

„Aber Sie werden doch einsehen, daß in Fällen wie dieser, das gesprochene Wort von ungleich größerer Wirkung sein muß als das geschriebene, das mit einem Blick überflogen und dann nicht weiter bedacht wird?" fragte Steinau.

„Das ist möglich," antwortete Helene, „und darum übergebe ich Ihnen dies Schreiben offen. —

Sie werden es vorher lesen und den Inhalt Seiner Hoheit von Zeit zu Zeit in's Gedächtniß rufen, wenn er ihn vergessen sollte; denn da sie in dieser Angelegenheit sich bereitwillig zeigten, muß ich auch jetzt voraussetzen, daß Ihnen die Form gleichgültig ist, unter der Sie nicht mir, sondern jenen Unglücklichen diesen Dienst erweisen. — Von Seiner Hoheit setze ich gleichfalls voraus, daß er den Willen zu helfen hat, so bald er einmal das Unglück kennt."

„Alles dies eingeräumt," sagte Steinau mit ironischem Lächeln, „und fern sei es von mir, die erhabene Meinung, welche Sie von Seiner Hoheit haben, irgendwie verdunkeln oder verkleinern zu wollen — so müssen Sie doch neben allen hohen Eigenschaften auch mit in Rechnung bringen, daß er ein Mensch ist und ein Mann; was er aus dem schönen Mund einer jungen Dame vernimmt, macht einen größern Eindruck auf ihn, als was sein Kammerjunker ihm sagt." —

„Ich bin nicht gewohnt, mit hohen Personen zu sprechen," warf Helene wieder ein, „Sie selbst mußten vorgestern bei Hofe meiner Verlegenheit zu Hilfe kommen — ich würde wieder mehr als einen Verstoß machen, ich würde den Muth der Rede verlieren." —

Steinau hatte indeß eine Weile nachgedacht und wenig auf das gehört, was Helene noch sprach; jetzt wandte er sich plötzlich zu der noch anwesenden Mutter, die bisher außer der ersten Begrüßung keinen Antheil

an dem Gespräch genommen hatte, und sagte mit feinem Lächeln und in harmlosem, unbefangenem Ton:

„Ihre Fräulein Tochter macht allerlei Ausflüchte und sucht mir durch allerlei andere Gründe den wahren Grund ihrer Handlungsweise zu verbergen — die Sängerin Helene Gärtner ist auf ihren untadelhaften Ruf als Mädchen noch eitler und stolzer, als auf den als Künstlerin, und fürchtet wohl gar, die Welt, wenn sie von diesem Schritt erführe, möge sich erzählen: Es sei Seiner Hoheit doch gelungen, was noch keinem andern Manne. Das ist aber ein bedeutender Irrthum, und wenn Sie doch ihn fürchten und meinem Vorschlag eine unedle Absicht, wohl gar ein abgekartetes Spiel unterschieben könnten, wozu Sie vielleicht Ihre eigene, übertriebene Angst verleitet, so schlage ich Ihnen vor: rufen Sie Ihre jüngere, zweite Tochter und erlauben Sie dieser, mich zu begleiten und Seiner Hoheit die beabsichtigte Schilderung zu machen; das junge, unbekannte Mädchen wird ihn noch mehr rühren durch eine Erzählung oder Bitte — als selbst — nun, was soll ich in diesem Kreise ein Geheimniß daraus machen, wo es längst keines mehr sein kann: die vom Beifall begünstigtere Collegin seiner Geliebten."

Helene erröthete, halb beschämt, halb überrascht und schwieg. —

Die Mutter antwortete stolz: „Der Ruf meiner Töchter ist so rein und fest, daß ich nicht einen Augenblick glauben konnte, man würde durch Worte

oder Thaten wagen, ihn anzutasten. Dies ganze Gespräch schon ist eine Beleidigung für unsere Ohren, und ich muß Sie bitten, es nicht in dieser Weise fortzuführen. — Ich verkenne deshalb nicht die Humanität und Güte Ihrerseits, welche Sie antreibt, gleich uns jener Unglücklichen sich anzunehmen, indem Sie uns Gelegenheit gibt zu thun, was jetzt am Förderlichsten und Nützlichsten erscheint: Seine Hoheit selbst für das Werk der Menschenliebe an diesen Armen zu interessiren. Aber wenn dies so ist, wird es weiter Nichts bedürfen, als daß Sie dies Schreiben eigenhändig Seiner Hoheit übergeben; wirft er auch nur einen Blick hinein, so wird er daraus doch sehen, um was es sich handelt — und Sie werden das Weitere ergänzen."

Es folgte noch manche Bemerkung und Gegenrede, bis es endlich doch dabei blieb, daß Steinau allein ging und das Schreiben mitnahm, versprechend, es an den Prinzen zu befördern; nur bestand er darauf, es nicht offen, sondern versiegelt mitzunehmen.

Einige Stunden später erschien Steinau mit diesem Schreiben beim Minister.

Mit derselben vornehmen Herablassung wie immer empfing ihn dieser, indem er zugleich huldvoll einen dürren Herrn mit bleicher, grünlicher Gesichtsfarbe entließ, welchen Steinau als ein Mitglied der geheimen Polizei erkannte. Offenbar war der Minister durch die Mittheilungen, die er so eben durch diesen erhalten, in eine üble Stimmung versetzt, um so lächelnder

aber war seine Miene, um so leutseliger sein Wort. Er huldigte der Meinung Talleyrands: daß die Sprache da sei, um seine Gedanken zu verbergen, und es gehörte zu den Regeln seiner Lebensklugheit, oder vielmehr seiner Diplomatie, Andere stets über seine Stimmungen und Ansichten zu täuschen oder mindestens in Zweifel zu lassen.

„Ich habe Sie lange nicht gesprochen, Baron," sagte er zu dem Eintretenden, „und jetzt scheint es mir etwas Wichtiges zu sein, was Sie zu mir führt —?"

„Excellenz — da ist ein ausführlicher Bericht über die Hungersnoth, den Typhus und das ganze Elend in Hohengrün," sagte Steinau, und legte Helenen's Schreiben vor den Minister auf den Tisch.

„Von wem ist er verfaßt und wo aufgefunden worden?" fragte der Minister, „die Sache selbst ist von keiner allzu großen Wichtigkeit — aber dies müßte man doch wissen.."

„Den vorliegenden Bericht, welcher ein Wenig anders lautet als diejenigen lauten werden, welche die Regierungs-Commission officiell ausfertigte," sagte Steinau, „erhielt ich von Damenhand zur Uebergabe an den Prinzen; die Sängerin Gärtner ist die Verfasserin." —

Der Minister hatte einstweilen einen Blick in das Schreiben geworfen nnd sagte jetzt ungeduldig: „Erklären Sie das Alles schnell und erzählen Sie vollständig, was vorgefallen; Sie wissen, ich habe

weder Zeit noch Lust, Charaden und Rebus zu lösen.“ —

Steinau begann: „Sie wissen bereits den Vorfall im letzten Hofconcert, wo die Sängerin von der herrschenden Noth zur gnädigsten Fürstin sprechen wollte, was indeß noch zur rechten Zeit von Ihrer Frau Gemahlin und der Oberhofmeisterin verhindert ward.“

Der Minister machte mit dem Haupt eine Bewegung, welche dies bejahete und weiter fortzufahren hieß. —

Steinau befolgte diesen Befehl schnell: „Ich nahm sogleich den günstigen Moment wahr, und sagte der Sängerin, daß, während man hier nicht anhören könne und wolle, der Prinz ihr gewiß ein geneigtes Ohr schenken werde, wenn sie ihn allein sprechen könne — sie willigte mit Enthusiasmus ein, der sich freilich mehr in ihren Mienen als in ihren Worten kund gab und ersuchte mich, sie diesen Morgen zum Prinzen zu führen.“

Der Minister lächelte verächtlich: „Diese Tugendheldin!“ —

Ohne sich weiter stören zu lassen fuhr Steinau fort: „Diesen Morgen, als ich zu ihr kam, hatte sie einen andern Entschluß gefaßt — sie wollte mich nicht begleiten, und drang mir dies Schreiben auf zur Uebergabe an den Prinzen; es half Nichts, daß ich erklärte, ihr gesprochenes Wort würde mehr wirken als das geschriebene u. s. w.; sie blieb standhaft bei ihrer Weigerung — auch als ich, zum Theil, um sie

zu täuschen, als handele es sich hierbei wirklich nicht um sie und ihre Schönheit, sondern um eine Sache der Humanität, die sie einmal begonnen, ihr vorschlug, ihre Schwester Isidore — die aber nicht gegenwärtig war — statt ihrer mitgehen zu lassen. Der Prinz hat nämlich diese Isidore gesehen und ist verliebt in sie; es half mir aber auch dies nicht, ich mußte allein gehen und dies Schreiben zu besorgen versprechen." —

„Weiter," sagte der Minister in seiner gewohnten ungeduldigen und doch zugleich ruhigen Weise — er war ein aufmerksamer Zuhörer gewesen.

„Das Weitere ist nun," fuhr Steinau fort, „daß ich von Ihnen hören möchte, was ich mit diesem Schreiben machen soll, das ich früher in Ihre Hände legte als in die des Prinzen."

„Wenn Sie es ihm geben, so wird er es natürlich viel zu lang und langweilig finden, um es zu lesen," sagte der Minister sicher. „Doch mag es pikant sein, dergleichen von einer schönen Sängerin zu erhalten, und es wäre immer möglich, daß er es flüchtig durchblickend, mehr daraus erführe, als zweckmäßig ist — Sie werden es also verändern, für den Fall, daß er es doch zu lesen wünschte."

„Sie bleiben also bei Ihrem frühern Plan," sagte der Baron, „obwohl sich Alles so herausstellt, wie ich damals schon vermuthete: diese Sängerin ist eine überspannte Person, vielleicht ganz das Geschöpf ihres communistischen Bruders, wohl möglich, daß dieser

das Schreiben abgefaßt hat; wollen Sie immer noch das gefährliche Experiment wagen? — wenn sie Einfluß auf den Prinzen gewönne, könnte sie Alles verderben, was durch ihn für die Zukunft vorbereitet ist.“ —

Der Minister antwortete wieder mit seinem gewöhnlichen, verächtlichen Lächeln: „Bei dem Prinzen ist keine Schwärmerei gefährlich — jede erhabenere Regung ist gründlich in ihm ausgerottet worden; — wenn ein schönes Mädchen in dem Tone zu ihm spricht, der in dieser Schrift seinen Ausdruck gefunden hat, so wird er es belächeln wie die Sprache eines naiven Kindes und das Kind dafür küssen — das ist Alles. Gefährlich kann uns bei ihm allein eine Intriguantin sein wie die Stein-Bertini, die nicht aus sogenannten edeln Motiven, sondern aus den Beweggründen der Eitelkeit, des Eigennutzes und kleinlicher Rachgier uns entgegen zu handeln strebt. Uebrigens, da der Prinz gleichgültig gegen die Sängerin Gärtner bleibt, sich aber für die kleine Schwester interessirt — nun, so kommen Sie seinen Wünschen entgegen und leiten Sie es geschickt ein, ihn mit dieser zusammen zu bringen — das Wie ist mir gleich. — Es ist ohnehin übel genug, daß ein Tag und Nacht geplagter Minister sich noch um die Liebesangelegenheiten der Prinzen bekümmern muß. Die kleine Gärtner wird vermuthlich weniger überspannt sein als die Schwester — und wenn selbst, so ist sie für ihn einmal etwas Neues, und er wird Alles, was sie sagt und

thut, aufnehmen wie eine unterhaltende Theaterscene; schaden kann das weder ihm noch uns. Auch eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder würde, wenn nicht denselben Erfolg, doch keine schlimmen Folgen haben."

Der Baron erwiderte hierauf Nichts und begann nach einer Pause:

„Ich wollte den Prinzen mit der Gärtner überraschen und sagte ihm Nichts von meinem ganzen Plan; dem Grafen Grimmstein aber zeigte ich diesen Brief und zwar nur so, daß er die Unterschrift durch das dünne Couvert konnte hindurchleuchten sehen; er schließt daraus auf ein Verhältniß zwischen Beiden und ist wüthend vor Eifersucht und beleidigter Eitelkeit. Einen Andern als den Prinzen würde er vielleicht ohne Weiteres zur Rechenschaft fordern — gegen diesen wagt er Nichts zu sagen — aber das letzte Band des Vertauens zwischen Beiden wird bald gelöst sein."

„Gut;" antwortete kurz der Minister.

Steinau erhob sich, um zu gehen.

Aber der Minister winkte ihm, noch einen Augenblick zu verweilen. „Man machte mir eben die Meldung," begann er, „daß man gestern „im wilden Viertel" bei Gelegenheit der Arretirung einer Diebin einen Cigarrenarbeiter Fritz Schwenzer mit verhaftet wegen Widersetzlichkeiten gegen die Polizei und ungebührlicher Reden — und daß dieses Subjekt, als man seine Taschen durchsucht, einen Brief bei sich gehabt habe, von einem von hier gebürtigen Arbeiter

Hermann Regenau, unterzeichnet und aus Paris datirt, worin dieser ihn ermahnt, Bruno Gärtner in allen Stücken zu vertrauen u. s. w. — Es wird also Zeit, diesen Literaten auf die eine oder die andere Weise zu beseitigen. Am Hof und bei dem Fürsten kann uns ein Solcher nie gefährlich werden, wie sehr er es sich auch einbilden mag — es wäre also das Beste, ihn in diese Kreise zu ziehen. Seinen Antecedentien nach wird das gar nicht schwierig oder unmöglich sein. Die Schwester des Grafen Grimmstein, die Fürstin Josephine von *, hatte, wie mir wieder in's Gedächtniß gekommen, noch bis zum vorigen Jahr ein Liebesverhältniß mit ihm und empfing ihn in ihrem Salon. Erst seit sie nicht mehr hier ist, hat er sich ganz den niedern Schichten der Gesellschaft in die Arme geworfen und beginnt uns schädlich zu werden, vielleicht nur, weil ihm nun jene höheren Kreise verschlossen sind. Er ist arm und lebt nur von seinem literarischen Verdienst — man weiß, wie wenig dieser in jetzigen Zeiten abwirft — dies wird ein Hebel mehr sein, ihn für uns zu gewinnen. Schlägt es fehl, so bleiben uns noch die gewöhnlichen Mittel der Gewalt, unsere Polizei. — Sie wissen nun *was* Sie zu thun haben — das *Wie* ist mir gleichgültig."

Steinau entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, sein Bestreben ausdrückend, Alles nach Wunsch ausführen zu wollen.

Er eilte also zuerst zum Prinzen, um ihm, wie

er sich ausdrückte, „einen köstlichen Spaß“ zu erzählen. Er schilderte ihm, wie er diesen Morgen nahe daran gewesen sei, ihm nicht nur die Sängerin Gärtner, sondern auch deren Schwester, die liebliche Isidore, als schöne Bittstellerinnen zuzuführen — der Prinz habe ihr Vertrauen theils durch seine, Steinau's, Erzählungen, theils durch seine neuliche Gabe für Hohengrün gewonnen — und da nun einmal diese Familie — der Himmel möge wissen aus welchem Grunde, ein ganz besonderes Interesse für jenen Ort gefaßt habe, so hätten sie Anfangs Seiner Hoheit mündlich durch phantastisch und poetisch ausgeschmückte Erzählungen von den gegenwärtigen Zuständen jener Gegend einen Begriff machen wollen, sich aber dann damit begnügt, durch die Sängerin es nur schriftlich thun zu lassen, es sei ein langes Schreiben voller Schmeicheleien und mit dem Ausdruck des vollsten Vertrauens für den Prinzen, die Bitten für jene Unglücklichen betreffend.

Der Prinz hörte lächelnd zu. „Die Sängerin gönne ich Ihnen,“ sagte er frivol, „oder dem Grafen Grimmstein, der auf mich eifersüchtig ist ohne Grund und immer unerträglicher wird — aber lassen Sie mich mit dieser Isidore bekannt werden — ich sah noch nie ein reizenderes Geschöpf. — Hinderte mich nicht meine Stellung, ich eilte sogleich zu ihr. Mädchen wie diese wollen mit Feinheit gewonnen werden — seien Sie nur diesmal klug Steinau, und ersinnen Sie ein Mittel, wie ich zunächst einmal mit ihr zu-

sammentreffen kann, ohne daß es Aufsehen macht oder der äußere Anstand verletzt wird."

„Ich hoffe, mein Vorschlag wird Ihnen gefallen;" rief Steinau zuversichtlich. „Es wird — zum Theil auf Ihre Veranlassung — von der höhern Aristokratie ein Maskenball veranstaltet zum Besten der Nothleidenden; wir wählen dazu, bei einem hohen Entrée aber um möglichst Vielen den Eintritt zu gestatten, ein sehr großes Lokal, in dessen einer Hälfte sich die hoffähige Aristokratie in der andern der niedere Adel und die angeseheneren Bürgerlichen sich befinden. Indem wir den Maskenball öffentlich anzeigen, gehe ich zu der Familie Gärtner und sage: dies sei die Frucht ihres Schreibens an Sie, zugleich gebe ich zu verstehen, daß es ein Mangel an Takt sein würde, wenn die beiden Fräulein nicht mit auf dem Ball erschienen — ich werde es gewiß dahin bringen, daß sie kommen — nun, und es wäre ja nicht der erste Maskenball, wo Sie Gelegenheit gefunden, ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen."

„Ihr Vorschlag ist herrlich!" rief der Prinz, „und sie muß kommen!" Nach einer Weile fügte er beinahe kleinlaut hinzu: „aber die Stein-Bertini?"

„Allerdings wird sie sich nicht abhalten lassen auch zu erscheinen," sagte Steinau, „mag sie es; stellen Sie sich sogar, als ob Sie es wünschten. Sie soll nichts von dem Plan ahnen, und an dem Feste selbst werde ich schon Gelegenheit finden, sie so zu beschäftigen, daß sie Eure Hoheit nicht stören soll."

„Sie sind mein guter Engel!“ rief der Prinz, „ich verlasse mich in allen Stücken auf Sie. Aber eilen Sie, treffen Sie sogleich die nöthigen Anstalten; wann wird die Maskerade stattfinden?“

„Vierzehn Tage werden wir den Theilnehmern doch Zeit lassen müssen,“ bemerkte Steinau, „eine größere Eile, da von der Sache noch gar nicht die Rede gewesen, würde man auffallend finden.“

„Vierzehn Tage — das ist eine starke Zumuthung!“ rief der Prinz.

Aber Steinau zuckte nur mit den Achseln, und der Prinz mußte sich dem fügen, was Klugheit und Nothwendigkeit geboten.

Indeß lebten die Personen, um welche sich so viel Intriguen zu spinnen begannen, fortwährend friedlich in ihren Berufsgeschäften. Frau Gärtner selbst sowohl als ihre drei anwesenden Kinder waren begierig, zu erfahren, ob Helenen's Schreiben irgend eine Wirkung haben werde. Bis zu dieser Entscheidung wollte Bruno die Veröffentlichung der Artikel verschieben, in welchen er haarscharf die gegenwärtige Noth, die Arbeitslosigkeit und den Hungertyphus beleuchtete, und das ruhige, fast theilnahmlose Zusehen der Regierung einer starken Kritik unterwarf.

Helene war durch jenen Vorschlag Steinau's: daß Isidore statt ihrer zu dem Prinzen gehen könne, und sein Erwähnen der Stein-Bertini, vollends darüber beruhigt, daß der Baron weder als Abgesandter des Prinzen kam, noch daß die Sängerin mit ihrem

Argwohn Recht habe. Jetzt nahm sie sich vor, zu ihr zu gehen und ihr Alles zu sagen. Während Helene im Vorgemach der Stein-Bertini wartete und sich melden ließ, erschien der Diener, in einiger Verlegenheit aus dem Zimmer der Dame zurückkehrend. Er brachte keine Antwort, stand eine Weile unschlüssig und öffnete endlich die Thür.

Die Stein-Bertini lief glühend und erhitzt im Zimmer auf und ab. Im Sopha lehnte Graf Grimmstein, jetzt das in's linke Auge gekniffene Lorgnon auf die Eintretende richtend. Spott, Schadenfreude und Sinnlichkeit prägten sich zugleich in seinen schlaffen Zügen aus und machten sie noch widerlicher. Er blieb in der Sophaecke liegen, als Helene eintrat, und die Bertini blieb in der Mitte des Zimmers stehen, die eine Hand eingebogen auf den nächsten Tisch gelehnt, die andere auf die unruhig wogende Brust gepreßt — auch sie grüßte nicht, weder mit Wort noch Bewegung.

Helene blieb ein paar Minuten verwundert an der Thür stehen: „Es thut mir leid, wenn ich stören sollte," sagte sie im sanftesten Ton — erglühend zwar bei dem Anblick des Grafen, aber ohne ihn jetzt zu beachten. —

„Ganz und gar nicht," antwortete die Bertini im Ton erzwungener Kälte, „wir sprachen eben von Ihnen." —

Bestürzt und verletzt durch die Art dieses Empfanges, wie sie noch nie einen erlebt, wußte Helene

nicht, was sie sagen sollte, und sah ihre Collegin nun fragend an.

Diese behielt so ziemlich ihre Stellung bei, nur daß sie jetzt, noch mehr Ruhe erzwingend, ihre Hände unter der Brust übereinander legte; mit dem Anstand einer Königin, die vor einer ihrer Untergebenen steht, sagte sie nach einer Pause: „Ich bin begierig zu hören, was Sie mir zu sagen haben — warum Sie wagen, jetzt noch selbst zu mir zu kommen."

Helene rang nach Fassung und sagte stolz: „Ich weiß nicht, was Ihnen zu einem solchen Benehmen Veranlassung gibt; wären wir allein, so würde ich Sie um eine Erklärung darüber bitten, unter diesen Verhältnissen verzichte ich darauf, und —"

Die Bertini fiel ihr in das Wort: „Wir brauchen uns durch die Anwesenheit des Grafen von keiner Erklärung zurückhalten zu lassen — er ist von Allem unterrichtet." —

Helene maß die Sängerin mit einem langen Blick des Staunens und sagte sehr fest: „Wenn Sie in diesen Beziehungen andere Ansichten haben als ich, so kann ich Nichts dazu sagen; hoffentlich gestatten Sie mir aber, meiner Meinung zu folgen, die mir gebietet, mich jetzt von Ihnen zu entfernen, und die heutige Besprechung auf eine Stunde zu verschieben, wo ich Sie allein und minder aufgeregt zu finden hoffe." —

„Vielleicht!" rief die Bertini spöttisch, „wollen Sie lieber wiederkommen, wenn der Prinz bei mir

ist; dann bleiben Sie ja — ich erwarte ihn noch heute!" —

Der Graf erhob sich jetzt und sagte: „Ich werde die Damen nicht länger stören. Der Zufall, Fräulein Gärtner, gefällt sich darin, mich zum Vertrauten Ihrer zarten Geheimnisse zu machen — freilich, ein Prinz ist eine noch glänzendere Eroberung als ein Pianist Illershof." —

Helene erglühete über die Nennung dieses theuren Namens in diesem profanen Munde noch mehr, als über die freche Beleidigung, die aus den ganzen Worten sprach und wollte sich sogleich entfernen; aber der Graf schlüpfte mit einer vornehmen, herablassenden Verbeugung gegen die Bertini, vor ihr zur Thür hinaus. Helene mochte nicht noch einmal mit ihm zusammentreffen und blieb deshalb.

Die beiden Sängerinnen waren allein. —

Es dauerte lange, ehe sie Worte für einander fanden. Helene errieth nun, was die Bertini so leidenschaftlich erregt und zu diesem Benehmen veranlaßt habe; sie ahnte, daß Grimmstein sie verleumdet und daß er an allem Schuld sei; sie sagte sich, daß sie, um der Ruhe dieser Frau willen, jetzt nicht ihre beleidigte Unschuld geltend machen und stolz, ohne ein erklärendes Wort, sich entfernen dürfe; sie fühlte sogar ein Etwas in sich, was sie milder machte, vielleicht das Bewußtsein, ihr in Gedanken zu nahe getreten zu sein. Hatte sie nicht einen Augenblick lang an die Möglichkeit gedacht, die Freundin des Prinzen im

höhern Sinne des Worts zu werden, ohne dadurch den Rechten seiner Geliebten zu nahe zu treten? — Jetzt aber erkannte sie nicht nur dies als Unmöglichkeit, sondern sie lächelte selbst über ihre Einbildung, daß sie es für möglich gehalten, die Welt werde an ein solches reines Verhältniß glauben, oder sie selbst, im Bewußtsein davon, werde sich über die Verleumdungen derselben erheben; sie erkannte es an dem stechenden Schmerz, den sie jetzt darüber empfand, da doch nur diese Einzelnen sie für fähig hielten, zur Maitresse eines Prinzen herabzusinken. —

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle,“ sagte sie zur Bertini, „jetzt, da wir allein sind?“

„Sie wissen, daß ich neugierig darauf bin,“ antwortete diese, „setzen Sie sich.“

Helene sah mit ihrem schwärmerischen, offenen Blick in die feurigen Augen der Sängerin — und sagte ihr Alles. —

VIII.

„O, laßt euch sagen:
Die Zeit ist schwer,
Und habt ihr nicht Hände?
Was wollt ihr mehr!“
Hermann Rollett.

Vierzehn Tage waren vergangen und der Tag, an dem der Maskenball zum Besten der Nothleidenden stattfinden sollte, war herangekommen.

Helene und Isidore hatten die Theilnahme daran nicht verweigern können, da es Steinau zu arrangiren gewußt, daß sie eine Quadrille mit ausführen sollten, welche in mittelalterlichem Costüm von sechzehn Paaren und zwar in beiden Sälen getanzt werden sollte.

Am Morgen dieses Tages saßen die Schwestern, noch mit einigen Kleinigkeiten für ihre abendliche Toilette beschäftigt, beisammen. Sie waren dabei nicht heiter und gesprächig in frohen Erwartungen, wie es wohl andere Mädchen unter den Vorbereitungen

zu einem glänzenden Ballfest zu sein pflegen — sie gingen Beide nur hin, von den Verhältnissen gezwungen. —

Daß ein Maskenball die Antwort des Prinzen auf Helenen's Schreiben war, und daß man überhaupt nur, indem man sich selbst amüsirte und auf die Vergnügungssucht der Andern rechnete, Etwas für die Nothleidenden that, mußte allen gefühlvollen Menschenfreunden wie ein Hohn erscheinen und tief das zartere Gefühl verletzen. Dies war auch der Hauptgrund, weshalb die Schwestern statt heiter aufgeregt zu sein, mißmuthig und verstimmt waren. Das allgemeine Elend, die Noth der Armen, lag ihnen so schwer auf dem Herzen, sie hatten so gern Etwas thun wollen, dasselbe zu lindern — und nun, da sie bereits nach ihren Kräften gethan hatten und wünschten, daß Andere auch so handelten — sahen sie sich heute zu Putz und Tanz gezwungen. Der überreizten, vergnügungssüchtigen Welt sollte ein neuer Kitzel für ihre Freudenfeste gegeben werden, der — dadurch wohlzuthun, und zwar ganz en passant.

Wie gern wären diese Beiden von einem Feste zurückgeblieben, dessen Idee schon ihr Zartgefühl beleidigte, allein die Damen des Frauenvereins, zu dem sie gehörten, waren von dem Grundsatz ausgegangen, daß man auch hierbei sich betheiligen müsse, und dann hatte Steinau die Einladung zur Theilnahme an dem Aufzuge gebracht — die meisten andern Theilnehmerinnen waren geachtete und angesehene Personen —

man hätte Viele beleidigen müssen um zurückzubleiben, am Meisten freilich den Prinzen, welcher durch Steinau Helenen sagen ließ, daß die Idee dieses Festes von ihm ausgehe, daß es die Folge ihres Schreibens an den Prinzen sei und nur ein kleiner Anfang für das Größere, was er in dieser Angelegenheit zu thun gedenke — und daß er überzeugt sei, sie werde mit den Ihrigen auch bei dem Feste erscheinen.

Helene hatte in jener Stunde, da die Stein-Bertini, durch Graf Grimmstein aufgestachelt, in ihr eine Nebenbuhlerin gesehen hatte, sie doch noch durch Offenheit versöhnt. Die Bertini war mehr noch als durch den Ton der Wahrheit, durch die Ruhe überzeugt worden, mit der Helene von dem Prinzen sprach, und durch das naive Geständniß, daß sie allen Ernstes geglaubt habe, Einfluß auf die Gesinnungen des Prinzen zum Heil des Vaterlandes, oder wenigstens seiner nothleidenden Bevölkerung, erlangen zu können. Daß sie es gleichwohl niemals würde ertragen haben, ihren Ruf angetastet zu sehen — noch viel weniger aber, das wirklich zu verdienen. —

Ueberzeugt von Helenen's Aufrichtigkeit und Unschuld, kehrte jetzt die leidenschaftliche Sängerin ihre ganze Wuth gegen Steinau. Es war geschehen, was sie gleich Anfangs Helenen vorausgesagt: man hatte sie durch diese verdrängen wollen, und Steinau hatte hilfreiche Hand dazu geboten; — er, dem der Prinz so ganz vertraute, und den sie selbst für ihren besten und harmlosesten Freund gehalten. Als sie daher den

Prinzen wieder sah, verlangte sie von ihm die Verabschiedung des Kammerjunkers. Der Prinz schlug ihr dies zwar ab und nahm seinen Freund in Schutz, aber er war doch so weit von den Launen seiner Geliebten abhängig, daß er ihr versprechen mußte, ihn nie wieder als seinen Begleiter zu ihr, oder zu seinem Boten für sie zu wählen. — Die Bertini hatte nun selbst Helenen zugeredet, auf dem Maskenball zu erscheinen, war sie doch ihres Triumphes über sie gewiß, und wie schön konnte sie bei dieser Gelegenheit dies der Welt zeigen, jener Hof- und Aristokratenwelt zumeist, welche ihr Verhältniß zu dem Prinzen unverhohlen einen Scandal nannte; besonders sollte es aber der Minister fühlen, daß es nicht in seiner Macht lag, sie nach Belieben zu verdrängen.

Als Helene und Isidore jetzt in ihrem Wohnzimmer beisammen saßen unter Band und Federn, Gold und Silberflittern, neben ihnen ausgebreitet die Roben von Seide, Krepp und Sammt, welche sie am Abend tragen wollten, trat Bruno ein, hastig, aufgeregt, mit finsteren Blicken und kurzem Gruß.

Die Schwestern sahen verwundert auf und ihn an — er kam selten zu dieser Stunde; aber mehr noch als dieses war die Art seines Eintretens und Ansehens ungewöhnlich.

„Was hast Du?“ riefen Beide zugleich.

„Auf dem Markt drinnen ist Tumult,“ antwortete Bruno. — Es war Sonnabend, und der besuchteste Wochenmarkt pflegte an diesem Tage abgehalten zu

werden. „Anfangs,“ erzählte er weiter, „schien es nur ein gewöhnlicher Zank zu sein zwischen Einkäufern und Verkäufern. Man schalt und schimpfte über die hohen Preise, und die Landleute sowohl als die Hökerinnen wollten ihre Waare wieder zusammenpacken und mitnehmen, aber bald rottete sich ein dichter Menschenknäuel zusammen. Jetzt eben, da ich über den Markt ging, sah ich ein wildes, wüstes Durcheinander, die Verkäuferinnen heulten und schrieen, man hatte ihre Waaren zum Theil vernichtet, in den Koth getreten und sie selbst damit beworfen, zum Theil auch ohne Bezahlung mit hinweggenommen, was eben die Hände erlangen konnten, die sich zu nehmen nicht scheueten. Marktmeister und Polizeidiener mischten sich vergeblich in das Handgemenge; ein paar Arretirungen, die sie wollten vornehmen lassen, machten die einmal aufgeregte Masse nur noch wüthender; man befreite sofort Diejenigen wieder, die zur Haft gebracht werden sollten, und die Menge, statt auseinander zu gehen, wuchs drohender an — und jetzt — ja jetzt —“ Bruno eilte an das Fenster, öffnete es hastig, schaute hinaus und rief dann in das Zimmer zurück: „Jetzt wirbelt der Generalmarsch durch die Straßen.“

Aus Isidoren's Händen war der weiße Krepp geglitten, an dem sie nähete und Helene hatte unwillig den himmelblauen Sammetaufsatz zur Seite geworfen, an dem sie ein Paar lange, weiße Federn in einen andern Schwung hatte bringen wollen; jetzt stand sie auf, alle Farbe war aus ihrem Gesicht

gewichen, nur ihre Augen glühten dunkler als gewöhnlich. —

„Es wird ein kleines Vorspiel sein für den Kampf der Armen gegen die Reichen, der unausbleiblich kommen wird,“ sagte Helene und wollte noch mehr hinzufügen, aber Isidore sagte fast zugleich, indem kalte Schauer sie überrieselten:

„Ja, und ein kleines Vorspiel für das Maskenfest dieses Abends.“

Bruno blieb am Fenster und schaute wortlos und finster hinaus; auch auf dieser Straße mehrten sich die Menschen und die Trommel wirbelte laut.

„Vielleicht gibt man dem Volke Kugeln, das Brod begehrt,“ sagte er, „vielleicht geht es selbst noch weiter in blinder Wuth, der Hunger ist der schlimmste Rebell — und hier ist von nichts Anderem die Rede. Aber ich muß doch sehen, wohin das noch führt —“ und mit diesen Worten eilte Bruno hastig der Thür zu.

Helene hielt ihn aber zurück und sagte hastig: „Wo willst Du hin, und was willst Du? — Dich vielleicht unnütz in diesen Crawall verwickeln? Stünde das Volk auf im stolzen Bewußtsein seiner Rechte — ich wäre die Erste, die es billigte, wenn Du da nicht zurückbleiben wolltest, die Erste, die Dich beneidete um das männliche Recht persönlicher Theilnahme; aber ich fürchte, es ist kein klares Bewußtsein in diesen Massen und nur der instinktartige Hungerschrei treibt sie zum Aeußersten; was könntest Du dabei wollen?“

Bruno stand niedergeschlagen da und starrte vor sich nieder: „Du hast Recht,“ sagte er, „es ist nur der wilde Luftschrei des Hungers, denn sie wissen nicht, warum sie hungern und wer sie verhungern läßt. Es ist nur die Hefe der armen Bevölkerung, die gemein am Gemeinen sich rächen will; es sind die Entarteten, welche die Gesellschaft groß gezogen und über sie kommt nun ihr eigner Fluch, ach ich werde noch zu Grunde gehen an dieser elenden kleinen Zeit, an diesem Volke, das halb durch das Elend und die Noth, halb durch den Frieden und die Ruhe verdorben und entsittlicht ist“ —

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und das Dienstmädchen meldete: draußen stehe ein Mädchen, das die Fräulein zu sprechen wünsche und sage, es komme aus Hohengrün.

„Laß sie nur gleich hereinkommen!“ sagten die Schwestern zugleich.

Aus Bruno's Blicken verschwand die düstere Gluth, die eben noch darin gewetterleuchtet hatte und sein Antlitz nahm einen friedlichen, freudigen Ausdruck an; eben so schnell als eine frohe Hoffnung in seine Seele trat das Lächeln der Erwartung auf seine Lippen, und seine Augen richteten sich fragend nach der Thür. Er hatte sich nicht getäuscht; es war Käthchen, welche eintrat.

Sie erröthete als ihr erster Blick auf Bruno fiel, und senkte, schüchtern zu Boden blickend, die Augenlider mit den langen dunkeln Wimpern. Nur

leise sagte sie ihren Gruß, aber Bruno ergriff ihre Hand, führte sie zu Isidoren und sagte:

„Du kennst wohl Käthchen Helcke aus Hohengrün noch von jener Nacht?“

Isidore sagte ein freudiges: Ja, und hieß das Mädchen herzlich willkommen; ebenso auch Helene.

Die Schwestern nahmen Käthchen in ihre Mitte und zogen sie auf das Sopha, wo sie sich erst durchaus nicht hinsetzen, sondern es mit dem nächsten Stuhl an der Thür vertauschen wollte. Endlich ergab sie sich und sagte: „Ich komme nur, um Ihnen einmal selbst zu danken für all das Gute, das Sie an mir und den Meinen und an ganz Hohengrün gethan haben; die Worte sind mir im Augenblick entfallen, ich kann aber nichts dafür. Den ganzen Weg habe ich mich auf die Stadt gefreut, und kürzer als gewöhnlich unterwegs Rast gehalten. Ich konnte die Zeit nicht erwarten herein zu kommen, und nun muß ich einen so schrecklichen Tumult treffen, daß ich am ganzen Leibe zitternd bei Ihnen eintrete, vergeben Sie mir, wenn ich nun Nichts zu sagen weiß,“ und sie reichte Isidoren die kleine magere Hand.

Freundlich sprach ihr diese zu, daß sie sich erholen und ausruhen möge von dem Schrecken; thun, als sei sie zu Hause und dann erzählen nach Herzenslust. Aber indem sie so sprachen, wirbelte unter dem Fenster die Lärmtrommel und ein wüstes Geschrei drang herauf — Käthchen ward ganz blaß und zitterte sichtbar.

„Es ist nichts!“ rief Bruno vom Fenster her, durch das er wieder blickte; „die Leute scheinen auseinander zu gehen, ohne daß es zu weiteren Gewaltthaten kommt; die Furcht hält sie ja immer im Zaume, warum denn nicht auch heute?“

„Ach!“ rief Käthchen, „wie schrecklich es auch in Hohengrün sein mag, wir sind dort doch glücklicher als die Leute hier; denn dort sind die Leute alle arm und es wird ihnen leichter still zu dulden und zu — sterben. Aber hier hörte ich nichts als Fluchen und Schelten der Einen auf die Andern. Und dennoch bin ich vielleicht Schuld, daß die Wuth der Leute sich vermehrte und immer wilder anwuchs.

„Wie so?“ frug Bruno ängstlich gespannt, „wie wäre das möglich gewesen?“

„Nur zu leicht!“ antwortete Käthchen. „Ich war in das Gedränge gekommen, weil ich es für ein gewöhnliches Markttreiben hielt, und einen zu großen Umweg hätte machen müssen, wenn ich nicht über den Markt hätte gehen wollen. Es kam Polizei, welche die Massen, in die ich mit hineingerathen war, auseinander gehen hieß. „Ihr seht auch blaß und hungernd aus,“ sagte ein Mann neben mir, „wollt Ihr auch mit zugreifen? ist es nicht lustig, daß man heute umsonst nehmen kann, was diese Knauser sonst für theueres Geld Einem nicht geben wollen? Nun, so greift nur mit zu!“ — Mich empörte diese Sprache und ich rief laut: ich weiß nicht, was Ihr hier eigentlich wollt und was Ihr mir Schlechtes

ansinnt; — ich bin unschuldig und zufällig in dieses Gedränge gekommen; — ich bin aus Hohengrün, wo die Hungerpest wüthet, und noch täglich Menschen hinrafft; aber sie sterben Alle lieber ruhig, als daß sie jemals einen Frevel begingen! — Der Mann, der mich zuerst angeredet, schlug ein Gelächter auf und sagte: „Da müßt Ihr in Hohengrün noch recht dumm sein," aber kaum war das Wort gesprochen, als man mich von allen Seiten nur noch mehr umringte. Wer spricht hier von Hohengrün? hieß es, und man stürmte mit allerlei Fragen auf mich ein — ist es wahr, riefen sie, daß dort die Menschen wie die Fliegen am Gifte sterben, daß ganze Häuser leer werden und Alte und Junge jämmerlich umkommen? Ja, ja! rief ich, es ist Alles so schrecklich, wie Ihr es kaum begreifen könnt, und dabei versuchte ich mich unbemerkt durchzuwinden; endlich gelang mir's. Aber immer hörte ich hinter und neben mir sagen: So ist's also doch wahr — dort verhungert ein ganzer Landstrich, hier trifft es nur Einzelne in den Vorstädten — und diese Leute hier, (sie meinten die Verkäufer) möchten gern, daß es in der Stadt auch so wäre! sie setzen sich wie zum Hohn für uns mit ihren theueren Waaren her, denn nur die Reichen haben die Mittel sie ihnen abzukaufen. — Alles ist nur da für sie — nun, wir wollen auch einmal für sie da sein, da wo sie es am Wenigsten vermuthen! Zwar, sie thun viel für uns; sie speisen uns mit Suppe, die kein Mensch essen kann, sie tanzen für uns und geben Feste zu

unserem Besten — und so redeten sie noch Manches aus Undank, Haß und Wuth. — Sie wissen es, Herr Gärtner," und Käthchen wendete sich erröthend an diesen, „ich habe schon viel Schreckliches erlebt und es kommt mir nicht so leicht ein Grauen an, aber vor diesen Menschen, ihren Reden und Thaten habe ich gezittert. Ich dankte Gott, als ich hier in Sicherheit war, und nun fürchte ich mich wieder vor dem Heimweg."

„Bleiben Sie nur so lange wie Sie wollen und bis jede Gefahr vorüber ist, bei uns, erholen Sie sich!" sagte Isidore.

„Sie sollten sich nicht fürchten," versetzte Bruno mit dem sanftesten Ton seiner milden Stimme, „da Sie überzeugt sein müssen, daß ich Ihnen beistehen und Sie begleiten werde, wann und wo Sie meiner bedürfen."

Jetzt fühlte Käthchen wie ihr das Blut in die Wangen stieg, als sie sagte: „Sie sind wohl sehr gütig, aber ich konnte ja nicht einmal wissen, ob ich Sie sehen würde, da ich wußte, daß Sie nicht in einer Wohnung mit den Ihrigen wohnen. Ich wollte nur Fräulein Isidore die Spitzen bringen" — und Käthchen stand auf, um nach einem in ein braunes Tuch eingeknüpften Pappkästchen zu gehen, das sie an der Thür hatte stehen lassen — in Wahrheit wollte sie ihre Verlegenheit verbergen, die noch mehr stieg als Bruno sagte:

„Aber Isidore würde zu mir geschickt haben,

wenn ich nicht schon zufällig dagewesen wäre, als Sie kamen."

„Gewiß, das hätte ich gethan," bestätigte Isidore.

Käthchen hatte mittlerweile ihr Kästchen mit den Spitzen ausgepackt. Sie war damit an einen Seitentisch gegangen und ließ jetzt unwillkürlich staunende Blicke über die kostbaren schimmernden Gewänder streifen, welche dort lagen.

„Das ist zu dem Maskenball," sagte Helene, „von welchem Sie vorhin die Leute hatten sprechen hören; ich hoffe aber, daß er nun Angesichts der Dinge, welche eben geschehen sind, unterbleibt."

„Ja," sagte Isidore fröhlich, „das hoffe ich auch; der Zweck ist nun vollkommen erreicht, alle Billets dazu sind ausgegeben worden, eine gute Einnahme ist erzielt; von den Theilnehmern kann doch Keiner so gemein sein, sein Geld wieder zurückzufordern."

Bruno unterbrach sie bitter lächelnd: „In manchen Dingen seid Ihr doch wie die Kinder! als ob diese Menschen sich ein Fest nehmen ließen, selbst wenn sie auf einem Vulkane tanzen sollten! Das Einzige was sie vielleicht thun, ist ein Aufschub desselben, aber ich glaube auch daran nicht."

„Werden Sie auch dahin gehen?" fragte Käthchen zu Bruno aufsehend.

„Gewiß nicht!" antwortete er und wollte noch mehr hinzufügen, aber er unterbrach sich schnell, weil es die Schwestern hätte kränken können, was er noch

sagen wollte. So fragte er Käthchen, wie lange sie wohl in der Stadt bleiben werde?

„Bis morgen," war ihre Antwort, „ich übernachte bei einer Muhme hier, zu der ich nun gleich gehen werde."

„Aber Sie würden viel besser bei uns schlafen," sagte Isidore, „bleiben Sie hier."

Ein heller Sonnenstrahl der Freude flog leuchtend über Käthchen's Gesicht, aber da sie demselben Strahl in Bruno's Blicken begegnete, erschrak sie plötzlich und sagte verschämt: „Sie sind allzugütig, aber ich muß zu der Muhme."

Nun halfen alle Vorschläge und Bitten nichts; sie blieb dabei, daß es nicht anders ginge, und endlich durfte Niemand mehr versuchen, sie von ihrem Vorsatz abzubringen.

Sie blieb noch eine Weile; das Geld, das ihr die Schwestern für die Spitzen gegeben, steckte sie erröthend ein, ohne es anzusehen. „Ich nehme es nicht für mich," sagte sie entschuldigend, „es ist für die kleinen Waisen, die ich bei mir habe."

Als es auf den Straßen wieder still geworden, ging sie; mit ihr zugleich Bruno, der gern jede mögliche Unbill von ihr fern halten wollte, und diesmal half all ihr Ablehnen nichts.

Patrouillen gingen durch die Stadt. Markt und Straßen waren geräumt und man verdoppelte überall die Wachen; einzelne ängstliche Kaufleute hielten ihre

Läden noch geschlossen, sonst war nichts mehr von dem vorigen Tumult zu bemerken.

„Was haben Sie da für ein hübsches Kind neben sich?" redete Herr von Sieglitz Bruno an, der ihm begegnete.

Sieglitz, der ein Wenig schriftstellerte, sich mit den schönen Künsten beschäftigte, bald freisinnig und bald aristokratisch war, wie es gerade die Verhältnisse mit sich brachten, sein Schwanken mit dem damals modisch gewordenen Spruch entschuldigend: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf der schwanken Zinne der Partei —" hatte sich seit einiger Zeit an Bruno anzuschließen und denselben in einige höhere Cirkel zu ziehen gesucht. Sieglitz war ein interessanter und angenehmer Gesellschafter und Bruno hatte sein Entgegenkommen freundlich erwidert, in wie vielen Stücken auch sonst ihre Ansichten auseinander liefen. Bruno war zurückhaltend und vermied es, über Lebensfragen zu sprechen mit Einem, den er weder als Freund noch Vertrauten, sondern nur als geistreichen Gesellschafter kannte; in dieser Beziehung war die Verschiedenheit ihrer Standpunkte ihm gleichgiltig. Sieglitz hingegen erklärte oft, daß er in allen Punkten ganz mit Bruno einverstanden sei, und nur keine Lust habe durch Dinge, die einmal nicht zu ändern wären, sich das Leben verbittern zu lassen, daher verberge er lieber seine wahren Gesinnungen; man könne auf diese heimliche Weise oft viel mehr nützen und wirken, als wenn man durch das Bekennen

einer bestimmten Farbe oder schroffer Grundsätze sich selbst diese Gelegenheit abschneide. Bruno hörte ihn bei solchen Reden, die für ihn längst abgethane Gemeinplätze waren, aus denen die Sophistik der Schwäche sprach, ruhig lächelnd an, Widerspruch und Streit vermeidend, und Sieglitz ward dadurch immer mehr in der Meinung bestärkt, daß er, nach seinem eignen Ausdruck, einen heilsamen und bessernden Eindruck auf Bruno ausübe.

Jetzt führte sie der Zufall zusammen. Bruno blickte finster auf über diese Anrede, und aus Käthchen's klopfender Brust stieg das Blut in die Wangen; sie setzte aber ihre Schritte fort.

Bruno beantwortete die Frage nicht und suchte sie durch eine andere vergessen zu machen: „Was meinen Sie zu dem vorigen Auftritt?"

Sieglitz zuckte die Achseln: „Ein unangenehmer Tumult, ein Marktscandal, weiter nichts. Die Leute sind sofort beruhigt, wenn man ihnen Drohungen und guten Willen zugleich zeigt; die erstern haben sie gleich empfangen, und vom letzteren wird dieser Abend mit seinen Folgen ein glänzendes Zeugniß ablegen."

„Ein glänzendes — ja wohl!" sagte Bruno spottend, „der Maskenball findet also doch heute Statt?"

„Versteht sich!" antwortete Sieglitz, „wie kommen Sie auf diese Frage?"

Bruno lächelte noch mehr, aber er sagte nichts, um nur von dem Aufdringlichen so schnell als möglich loszukommen. —

Als er Käthchen wieder einholte, sah er, daß ihre Augen naß waren und sie sagte hastig, fast zitternd zu ihm: „O, lassen Sie mich lieber allein gehen; ich bin es so gewohnt und es ist ja jetzt in allen Straßen und Gassen still, die Muhme wohnt auch nicht mehr weit.“ —

Bruno sah sie traurig an — er fühlte es, daß die Bemerkung seines Freundes sie gekränkt hatte, aber er fürchtete auch, durch eine Entschuldigung sie noch mehr zu verwirren, und stehenbleibend fragte er deshalb nur:

„Und wo wohnt denn Ihre Muhme?“

Sie nannte Namen, Straße und Hausnummer. „Aber ich habe heute noch viele Gänge zu machen, und will mich jetzt nur für die Nacht bei ihr anmelden; ich muß recht eilen —“ sie sah ihn noch einmal ängstlich bittend an, daß er ihr nicht folgen solle.

„Adieu Käthchen,“ sagte Bruno, ihr die Hand hinhaltend; „ich komme bald wieder nach Hohengrün, da es scheint, als solle in dieser elenden Stadt Alles anders für uns sein, als in Ihrer Heimath!“

Sie wußte sich die Heftigkeit, mit der er diese Worte sprach, nicht ganz zu deuten, aber sie antwortete mit Thränen in den Augen: „Ich kann ja nichts dafür!“ und drückte schnell aber warm die dargebotene Hand; dann eilte sie hastig fort.

Er blieb stehen und sah ihr nach — doch wagte er nicht, ihr zu folgen. —

IX.

„Unter Larven die einzige fühlende Brust!“
Schiller.

Das Maskenfest war im vollen Gange.

Man tanzte zu einem wohlthätigen Zweck unter dem Schutz der Bajonette.

Einige der „Nothleidenden,“ für welche man tanzte, schlichen sich vereinzelt an den Wachen vorüber, welche das Gebäude umstanden und raunten einander leise in die Ohren, wie viel dieser oder jener Anzug wohl kosten möge, und noch leiser fügten sie hinzu, wie viel durch diese Pracht Denen verloren gehe, zu deren Besten man sich heute rühmte, das Möglichste zu thun.

Helene und Isidore waren, wenn auch nicht an Pracht, doch an Schönheit und Grazie die hervorragendsten weiblichen Erscheinungen, zunächst in der Quadrille. Steinau war Isidoren's Tänzer. Ein

schwarzer Domino hielt sich lange in ihrer Nähe, aber ein Pilger in einfacher, härener Kleidung, den Stab in der Hand und die Muschel am Hute, war immer unweit von ihm und ließ weder ihn noch Helenen aus den Augen. Auf Isidoren schien er weniger zu achten. —

Das Ganze bot den Anblick einer durch Zauber lebendig gewordenen Märchenwelt. Die Säle strahlten im hellsten Licht der Gasflammen, die zu hunderten aus Kronen- und Wandleuchtern hervorschlugen; diese waren von Gold und geschliffenem Glase und mit Draperien von rothem Sammet und weißer Gaze geschmackvoll verziert; die verschiedenen Locale, Zimmer und Säle waren nicht von einander getrennt durch Wände und Thüren — wenigstens scheinbar — sondern durch grüne Gebüsche und blühende Bosquets und in diesen wurde wieder das blendende Licht gehemmt durch rothes Glas und buntfarbige Lichtschleier. Darinnen wogte nun hin und her eine bunte Menge in Trachten aller Zeiten und Nationen; verwirklichte Phantasiegebilde, in kostbaren Stoffen, flimmerndem Prunk und glänzendem Schmuck einherwandelnd, rauschend, schwebend — bald mit stolzer Grandezza, bald scherzend und tanzend sich bewegend — eine wunderbare, verwandelte Welt.

Die Quadrille war beendigt, die Paare hatten sich getrennt und zerstreut. Helene und Isidore waren erst eine Zeit lang neben einander geblieben, dann hatten andere Masken auch sie auseinander gebracht,

und Helene fühlte sich plötzlich allein und wie verloren unter dem fremden Gedränge.

Der Pilger, der sie schon immer beobachtet, war auch jetzt wieder da und faßte ihre Hand.

Sie schrak zusammen, die Hand, welche die ihrige ergriff, war heiß und brennend, die Gestalt neben ihr hoch und schlank, wie die des Prinzen, das Haar hatte die Farbe des seinigen.

Zürnend machte sie sich los, warf einen stolzen, verächtlichen Blick auf den Pilger, und nur, um von ihm loszukommen, nahm sie eine Aufforderung zum Tanze an, mit der ein prachtvoll gekleideter Spanier sich an sie wandte.

Der Pilger blieb eine Weile bestürzt und sinnend stehen — dann folgte er wieder langsam dem Paar wie ein düsterer Schatten, Helene nicht aus den Augen lassend.

Der Spanier neben ihr war erst stumm; als sie aber im Tanz ihm näher kam, einen prüfenden Blick, ob sie ihn wohl kenne, in seine tief eingesunkenen, matten Augen warf, und sie aus der Drathmaske lüstern und triumphirend hervorglühen sah, als sein heißer Athem sie fühlbar berührte — da ward ihr plötzlich bange und schwül zu Muthe. Er begann zu sprechen und ihr süßliche Schmeicheleien zu sagen, und sie erschrak noch mehr vor dem Tone seiner Stimme. Alles war ihr plötzlich an ihm bekannt Ein kalter Schauer durchrieselte sie, und konnte er auch ihr Erblassen und Erröthen nicht sehen, da die

Sammtmaske es verdeckte, so mußte er doch fühlen, wie sie plötzlich zusammenzuckte.

„Schöne Herrin!“ sagte er zu ihr, „muß ich Dich hier erst finden, um mich meiner Aufträge für Dich zu entledigen? — aber nur unter vier Augen darf es geschehen; komm, folge mir aus dem Gewühl und dem Tanz in eines jener lauschigen Cabinete, wo wir ohne Masken und Zeugen miteinander sprechen dürfen.“ —

„Spanier!“ antwortete Helene, „ich kenne Dich nicht und aus Deinen Worten muß ich entnehmen, daß Du mich auch nicht kennst. Du kannst keine Aufträge für mich haben, und am Wenigsten solche, die Du mir nicht hier auch sagen dürftest; ich würde wenigstens niemals andere anhören.“ —

„Doch, doch!“ versetzte der Spanier, „eine Nachtigall erkennt man eher an der Stimme als am Gefieder, und ich kenne Dich an der Deinen, Nachtigall unseres Opernhauses! komm, folge mir.“

Sie blieb fest auf ihrer Stelle stehen und sagte zürnend: „Wenn sich die Masken erkennen, so hört auch die Maskenfreiheit auf; aber ich kenne den Spanier nicht.“ —

„So folge mir, dort will ich mich demaskiren und Dir meine Aufträge sagen.“

„Es ist weder das Eine noch das Andere nöthig;“ sagte sie stolz und abwehrend, „die Aufträge höre ich hier oder nirgend.“

„Sie sind sehr zarter Natur," fuhr der Spanier beharrlich fort, „ich müßte einen Namen laut nennen, den Du vielleicht in dieser Weise nicht gern vernehmen möchtest; unter vier Augen klingt er schöner."

„Mein Herr," sagte sie zürnender noch als vorhin, „auch die Maskenfreiheit hat ihre Grenzen, und es wird Zeit, Sie daran zu erinnern — ich hatte dem Spanier diesen Tanz zugesagt — die Musik hat ihn eben zu Ende gespielt, und so ist auch unsere Gemeinschaft zu Ende." — Sie verneigte sich und wollte abtreten." —

„Sie kränken mich absichtlich," sagte er geschmeidig, „und ich möchte wohl wissen, für wen Sie mich halten; — es ist allerdings kein fürstlicher Name, den ich nennen müßte bei der Erledigung meines geheimen Auftrags." Mit ironischer Betonung fügte er hinzu, „wollen Sie, daß ich den Namen nenne? Hier, sogleich?"

„Wie es Ihnen gefällt," antwortete Helene stolz.

„Der Name ist — Adelbert Illershof —" sagte er kalt, lispelnd und lauernd wie vorher.

Helene erbleichte und war dem Umsinken nahe; sie wußte nichts zu erwiedern. Diesen Namen jetzt und hier zu hören, ihn, an den sie immer gedacht, ohne es sich selbst recht zu gestehen, dessen Bild fortgelebt im Allerheiligsten ihres Herzens, ohne daß sie je gewagt, den Vorhang davon zurückzuziehen, der es allen Andern, selbst oft ihren eigenen Gedanken verhüllte. — Ihr Gefühl war ewig dasselbe geblieben,

und es schlug jetzt in hellen Flammen auf aus dem versteckten Funken, da der Klang dieses Namens wie ein elektrisches Fluidum hineinfuhr — Adelbert! rief es in ihrer Seele, wenn er hier wäre, vielleicht mitten unter den Masken — wenn er plötzlich vor ihr stünde, sie begrüßte, wenn er nicht im Gewirr der Masken sich ihr nähern wollte, sondern allein mit ihr, so wie er von ihr Abschied genommen? — Und das Jahr, das sie von ihm getrennt, versank vor ihr und jener schmerzlich selige Augenblick, da sie von ihm Abschied genommen und der süße Schauer jenes ersten einzigen Kusses sie durchrieselt hatte, stand so lebhaft vor ihrer Seele, als sei es gestern gewesen. Halb bewußtlos, ohne zu wissen, was sie that, nahm sie den Arm des Spaniers und schritt entschlossen mit ihm durch das Maskengedränge dem Seitenausgang des Saales zu. — —

Der Spanier sprach kein Wort; aber da sie einen Blick auf ihn richtete, sah sie ein grauenvolles Wetterleuchten teuflischen Triumphes in seinen Augen, hörte sie ein halb unterdrücktes, heiseres, höhnisches Lachen unter seiner Maske. Sie besann sich, daß sie ihn schon vorhin erkannt hatte, als er zu ihr sprach, aber der Name Adelbert hatte sie so erschüttert, daß sie darüber Alles vergessen und nur ihrer aufgeregten Sehnsucht gefolgt war. — Jetzt hörte sie genau dasselbe höhnische Lachen wieder, das sie damals gehört, als Adelbert zuletzt von ihr Abschied genommen und sie in höherer Erregung von einander geschieden

waren, — dasselbe Lachen, das sie damals so verletzt hatte, und nun wußte sie, daß es ihr Feind und Verfolger war, dem sie sich beinahe vertraut hätte. — Er, dessen Huldigungen und Zudringlichkeiten sie so oft schon abgewiesen, dessen Netzen sie immer glücklich entgangen war, und denen sie jetzt doch beinahe erlegen wäre. Die frechste Lüge, die er jemals erdacht und die ihm vielleicht einen doppelten Triumph verhieß, glaubte sie gehört zu haben; er wollte Helenen nicht nur überlisten, sondern auch noch den Verrath an ihrem heiligsten Geheimnisse begehen. Schnell machte sie sich vom Arm des Grafen Grimmstein los, denn er war der Spanier, verbeugte sich und sagte:

„Mein Herr — Sie verkennen mich dennoch — ich danke für Ihre Begleitung."

Der Graf aber hielt sie noch einmal auf, neigte sich so nah als möglich zu ihrem Ohre und flüsterte: „Zarte Liebesgrüße von Adelbert hatte ich Ihnen freilich nicht zu bringen, sondern nur die Nachricht, daß er in Rom der Fürstin Josephine als ein lästiger Schatten folgt; hören Sie wenigstens auf, um seinetwillen die stolze Spröde zu spielen, Sie machen sich damit nur — ridicule." —

Zitternd und empört zugleich vor Scham, Schmerz und Stolz wandte sich Helene so eilig ab, als es nur möglich war, ohne selbst im Maskengewirr Aufsehen zu erregen, und als sie sich zur Seite kehrte, stand wieder der Pilger neben ihr. — Sie wollte auch an ihm vorüberfliehen und spähete rings umher, ob sie

nicht einen bekannten Menschen entdecke, nicht wenigstens einen ihrer Mittänzer oder Tänzerinnen aus der Quadrille — aber sie fand Niemand von ihnen, auch Isidore nicht; alle Masken waren ihr fremd. Aufgeregt, wie sie war, überfiel sie mitten unter diesem heiteren, jubelnden Menschenschwarm ein Gefühl von Verlassenheit und unsäglicher Angst, wie sie es noch niemals in der größten Einsamkeit empfunden, und die Nähe des Pilgers, der immer wieder da war, wenn er ihr auch eine Weile entschwunden, quälte sie am meisten.

Aber plötzlich stand er mit gefalteten Händen vor ihr und sagte leise: „Es peinigt mich, daß Du mich nicht kennst, denn ich weiß, Du würdest mich sonst nicht fliehen. Dein Bruder weigerte sich in solcher Zeit und an solchem Tage hierher zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, Dich ohne Schutz zu lassen, wenn Du desselben vielleicht auch bedürftest — so ging ich statt seiner. — Ich hoffte, Du würdest mich gleich erkennen, sonst hätte ich Dir ein Zeichen gegeben; betrachte mich denn wenigstens heute als Deinen Bruder.“

Die Stimme klang ihr wohl bekannt, aber auch wieder verändert durch die Maske; geängstigt und gepeinigt, wie sie einmal jetzt war, trauete sie den bekannten Tönen noch nicht ganz, blieb aber wenigstens vor ihm stehen und sah ihn fragend, zweifelnd an. —

„O, daß es noch zu früh ist, diese lästige Maske abzureißen!“ rief er, „wie gerne thät ich's! Ich will Dich aber nicht, wie die Andern, suchen, aus dem Saal hinaus in die einsamen Zimmer zu locken — o, folge ihnen nicht!“

Sie erschrak noch mehr, als sie sah, daß er Alles gehört haben müsse, was Grimmstein mit ihr geredet; so stand sie starr und unbeweglich da und wußte noch immer kein Wort hervor zu bringen.

Der Pilger hielt ihr seine linke Hand hin und sagte, auf ein kleines, ziemlich dunkles Mal deutend, das er am Daumen hatte: „Kennst Du mich denn nicht daran!“ —

„Hugo!“ lispelte sie leise, sie hatte ihn jetzt erkannt. —

Wie traurig auch Hugo Walther vorhin geblickt, da er so lange für sie ein Fremder war — wie hätte sie auch ihn, den ernsten Philosophen und Volksfreund, hier auf dem forcirten Maskenfest vermuthen können, so leuchteten doch jetzt seine Augen wie zwei helle Sonnen aus der dunkeln Maske hervor; klang es ihm doch wie Sphärenmusik, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannte, wäre es auch nur geschehen, um seine Gegenwart nicht an die Lauschenden zu verrathen. —

In diesem Augenblick drängte sich ein flinkes Zigeunermädchen zu den Beiden heran, ohne Weiteres einem Jeden von ihnen den Namen in die Hand schreibend; verwundert blickten Hugo und Helene die Maske an, die so bekannt schien.

Sie trug einen kurzen Rock von rothem Sammt, der mit schwarzen Zauberzeichen gestickt war, ein schwarzes Sammtmieder und eine hohe, spitze, schwarze Mütze, die goldene, geheimnißvolle Buchstaben trug. Lange, dunkle Zöpfe, mit rothen Bändern durchflochten, hingen weit über den Nacken hinab; Armbänder von Silber, Stahl und Gold schlangen sich um die bloßen Arme, eine schwarze Ledertasche mit goldenen Hieroglyphen bedruckt hing um die Schulter.

„Isidore suchte Dich!" sagte sie zu Helenen. „Sie fand Dich nicht, obwohl sie Deine Maske kennt, und ich habe Dich gefunden und erkannt, ohne daß sie Zeit gehabt hätte, Dich mir zu bezeichnen; jetzt hat Isidore mit einem schwarzen Domino den Saal verlassen, und ich weiß nicht, in welches der Nebenzimmer ich Dich zu ihr führen soll — aber komm nur mit!" —

Helene, noch aufgeregt durch Grimmstein's Benehmen, sah jetzt auch die Zigeunerin, die sie nicht kannte, mißtrauisch an und war unschlüssig, ob sie ihr folgen solle oder nicht. — „Jedenfalls bleiben Sie an meiner Seite!" sagte sie vertrauend und Schutz suchend zu Hugo.

Das „Sie" that ihm weh, da ihn vorhin das „Du" der Maskensitte so glücklich gemacht — aber er überwand sich, und redete nur die Zigeunerin mit der Frage an: „Wenn Du das Verborgene enthüllen kannst, so wirst Du wohl auch zu sagen wissen, wer der schwarze Domino war, mit dem Isidore ging?"

„Ich gestehe Dir, daß ich ihn erst für Dich hielt," antwortete die Zigeunerin, „und als ich Deinen Namen in seine Hand schrieb, nickte er, als habe ich's errathen. Isidore schüttelte aber dazu mit dem Kopfe. Plötzlich sprang da eine schöne Türkin ihm in den Weg und rief: „Endlich finde ich Dich! Ich dachte schon, Du seiest gar nicht gekommen, oder habest keine Zeit für mich." — Dann wandte sie sich zu mir, meinend, ich solle ihr wahrsagen.

Ich zog meine Zauberkarten aus der Tasche und ließ sie ziehen — sie las, stampfte wüthend mit dem Fuße und warf mir die Karte zerrissen in's Gesicht; mein Vers hatte ihr nicht gefallen. Ich weiß selbst nicht einmal, was darauf gestanden. Da trat ein blitzender Ritter mit blauer Schärpe hinzu, schrieb ihr einen Namen in die Hand und machte ihr allerlei Zeichen; er scherzte über mich und meine Zaubergabe und wußte die Türkin durch seinen Geist zu fesseln; so versammelten sich noch andere Masken um uns, und als ich mich nach einer Weile umsah, vermißte ich Isidore, die Türkin, den Schwarzen. Ich suchte nun nach Isidoren oder Dir, und bitte Dich jetzt: komm, ich glaube, wir finden sie in jenem Cabinet dort!" Sie nahm Helenen's Arm und wollte sie der nächsten Thür zuführen.

„Halt, Zigeunerin!" rief Hugo; „hat Dir etwa der Schwarze, den Du nicht nennen willst, diesen Auftrag gegeben?"

Die Zigeunerin stampfte ärgerlich mit dem Fuße: „Was habt ihr Alle mit mir und dem Schwarzen? Fuhr doch schon jene hitzige Türkin wie wüthend auf mich armes Kind los, als habe ich die Macht, den Schwarzen hinweg zu zaubern, oder in eine andere Maske, oder gar in irgend ein Ungeheuer zu verwandeln; und ich habe ihn doch nur an Isidoren's Seite gesehen, ihn nicht gekannt und werde ihn wohl auch ohne Maske nicht kennen."

„Ottilie!" unterbrach jetzt Helene die Sprechende. Sie hatte an sie nicht gedacht, darum sie auch nicht hier vermuthet, denn sie war ihr noch nie in einer Gesellschaft in der Residenz begegnet. Herr Kaiser aber hatte sich, seinen Reichthum und seine Wohlthätigkeit in solcher Zeit wieder einmal wollen sehen lassen, und so kam ihm dieses Fest sehr erwünscht.

Er hatte Billets für sich und seine Tochter holen lassen und für sie die Tracht einer reichen Zigeunerin, für sich selbst aber einen noch reicheren Anzug als Chinese gewählt, in dem er sich wunderlich genug geberdete. Ottilie besuchte zwar heute die erste Redoute und war überhaupt nicht sehr für höhere Geselligkeit gebildet, aber sie hatte zu allen Dingen Muth und wußte sich durch eine Art naiver Keckheit und ungezwungener Koketterie, die zu ihrer Rolle vortrefflich stand, in diesen Kreisen ganz leidlich zu bewegen. Durch jene Eigenschaften sowohl als durch die reizenden Formen ihrer jugendlichen Gestalt, die ihr Anzug hervorhob, machte sie viel Aufsehen, das sich

dadurch steigerte, daß sie Niemand kannte. Eine Schaar neugieriger und schmeichelnder Bewunderer folgte ihr immer, und sie durfte sie um so harmloser und ungenirter necken, als sie voraussetzen konnte, daß sie ihnen auch bei einer gelegentlichen Demaskirung unbekannt bleiben würde.

Jetzt erkannte auch Hugo Ottilien und bat ihr den bittern Ton seiner Frage von vorhin und diese selber ab. „Helene!" sagte er leise zu dieser, „ich habe den Schwarzen erkannt und schon den ganzen Abend beobachtet, so lange er in Ihrer Nähe war; es ist Niemand anders als der Prinz; können wir Isidoren da wohl ruhig an seinem Arme lassen? und habe ich mich getäuscht, wenn ich bisher glaubte, daß seine Huldigungen Ihnen —"

„Hugo — was sagen Sie! — Sie wissen auch —" rief Helene leise im Ton des höchsten Erschreckens und bleich werdend unter der Maske.

Indeß war Ottilie schon wieder von einigen Anbetern umringt worden. Einer ihres Stammes, wie er sich ausdrückte, ein schlanker Zigeuner, forderte sie zum Tanz auf: „Wir finden uns schon wieder zusammen," sagte sie, diesem folgend, zu Helenen, „durch jene Thür dort ist sie mit dem Schwarzen verschwunden!" und Ottilie flog in heiterer, unbefangener Lust wieder scherzend fort am Arm des neuen Tänzers. —

Helene legte ihren Arm in den Hugo's, und er fühlte, wie sie zitterte. „Nicht den Schwarzen, Dich

selbst hielt ich für den Prinzen!" sagte sie, „darum erschrak ich so, als Du Dich mir nähertest — aber woher weißt Du —?"

„O, frage nicht," antwortete er schnell, „hier und jetzt, in diesem Augenblicke, wo Du mich Du nennst, wo ich Dich so nennen darf, hier, wo wir Beide einander begegneten, „unter Larven die einzige fühlende Brust," unter dieser wie toll gewordenen Menge, deren Scherze wir nicht theilen, deren Lust wir nicht verstehen können — hier kann ich es Dir sagen, daß Du mir theurer bist als mein Leben, und daß ich mich längst vermaß, Dir der treueste Freund zu sein! — daß ich darum Dich immer beobachtet, über Dich gewacht habe, daß ich Alles weiß, was Dich betrifft, und auch darum Dir hierher gefolgt bin! — Aber vielleicht habe ich mich in dem Einen getäuscht, weil ich immer nur Dich im Auge hatte, vielleicht ist es Deine Schwester, welcher die Huldigungen des Prinzen gelten."

„O Gott!" rief Helene geängstigt, „es tagt plötzlich in mir, was ich bisher selbst nicht einsah, nicht verstand — o Gott, Isidore, meine gute, engelreine Schwester, dies stille Kind, das keine Ahnung hat von der Verdorbenheit der Welt, den schlechten Leidenschaften der Menschen, von allen Niedrigkeiten und Gemeinheiten, die in ihrem Gefolge sind! — Sie, die alle Menschen und Verhältnisse um sich her verklärt und idealisirt und so wenig, wie sie je einen unreinen Gedanken gehabt, einen fremden nur

zu verstehen vermag; o komm, laß uns eilen, sie zu finden!" —

„Bezwinge Deine Aufregung!" flüsterte Hugo, und tröstend fügte er hinzu, indem er eilig mit ihr den Saal verließ. Wir können uns ja Beide täuschen — und wenn auch nicht — unter dieser beweglichen Menge, an diesem Fest, was kann er weiter wagen als eine Liebeserklärung, vor der sie erschrecken und entfliehen wird?"

Aber Helene fuhr aufgeregt fort: „O, ich kenne sie! schon dies ist genug, sie bis in ihr innerstes Leben hinein zu erschüttern! — und Alles, ich sehe es jetzt klar, ist ein abgekartetes Spiel. Die Türkin, von welcher Ottilie sprach, ist sicher die Stein-Bertini — der blitzende Ritter mit blauer Schärpe ist Steinau, der Vertraute des Prinzen — o, darum also mußte es an einer Dame fehlen, daß man auf Isidoren's Theilnahme an der Quadrille bestand, wie sehr sie sich auch sträubte!"

Unter diesen Gesprächen hatten die Beiden so schnell als möglich den Saal durchschritten und verlassen; im nächsten Cabinet saßen und standen einzelne Gruppen, aber die sie suchten, waren nicht unter ihnen. Sie gingen weiter in ein zweites, ein drittes Zimmer, es war hier wie dort; überall fremde Gestalten, einige demaskirt aber unbekannt. Das dritte Zimmer war wieder größer als die beiden vorhergehenden und hatte verschiedene Thüren, die in mehrere

kleinere Cabinete führten — Helene wußte nicht, welche Richtung sie zunächst wählen sollten.

„Wir wollen uns trennen," sagte sie zu Hugo, „gehen Sie rechts, ich bleibe links — wir treffen dann hier wieder zusammen!"

„Um keinen Preis!" sagte Hugo und öffnete die mittelste Thür.

In dem ganz mit Blumen decorirten Cabinet, in das sie jetzt traten und in dessen Mitte eine Fontaine von Eau de Cologne plätscherte, lehnte Steinau allein in einem Divan, die Maske vor dem Gesicht. Er sprang auf, als er seine Tänzerin von vorhin eintreten sah, und richtete einige artige, gewandte Worte an sie, dabei ihren Begleiter spähend beobachtend. — Sie hörte kaum, was er sprach, und fand erst nach einigen Augenblicken Kraft, das Beben ihrer Stimme zu unterdrücken und ihre Verwunderung auszusprechen, daß er hier so ganz allein sei.

Er wollte eben unverlegen Etwas erwiedern, als mit einem heftigen Stoß die nächstfolgende Thür aufgerissen ward, und Isidore daraus hervorstürzte, ohne Maske, mit geröthetem Gesicht und verwirrten Locken; sie wollte an Steinau vorüber, hastig zur nächsten Thüre — aber da rief Helene, ihr in den Weg tretend, sie leise beim Namen, und mit einem Schrei, gemischt aus Angst und froher Ueberraschung, stürzte sich Isidore in die Arme der Schwester, sie fest umklammernd. —

Hugo sah, wie hinter Isidoren der Prinz, der Schwarze von vorhin, aber ohne Maske, erschien und eben so schnell, als er mehrere Personen in dem Zimmer gewahrte, in dem er nur Steinau vermuthet hatte, hinter der Thür wieder verschwand.

Denn Hugo und Helene waren nicht die Einzigen; gleich nach ihnen waren durch dieselbe Thür ein Spanier und eine Türkin eingetreten — Graf Grimmstein und die Stein-Bertini.

„Madame," sagte dieser zu jener, indem er seine Maske abnahm, „Sie sollen die Genugthuung haben zu hören, daß nicht der Spanier den Ritter, sondern daß der Graf von Grimmstein den Herrn Baron von Steinau einen Schurken nennt!" — mit diesem Wort trat er nahe vor den Baron hin.

„Mein Herr!" rief dieser.

„Nehmen Sie die Maske ab oder nicht," sagte Grimmstein mit hämischer Ruhe, „diese Damen waren Ihre Tänzerinnen in der von Ihnen arrangirten Quadrille und können es mir nöthigen Falls bezeugen, daß dieser Ritter Herr von Steinau ist — wenn er vielleicht feig genug sein sollte, sich jetzt zu verleugnen." —

Steinau nahm die Maske ab: „Ich verstehe diese Herausforderung nicht," sagte er stolz.

„Aber Sie nehmen sie an?" fuhr Grimmstein fort. —

„Das versteht sich — nach solcher gesuchten Beleidigung — und zwar auch für den Fall, daß

Sie nicht nüchtern sein sollten," antwortete Steinau eben so höhnisch als der Graf fragte.

„Sie sind Zeuge," sagte er, sich an Hugo wendend; doch dieser versetzte stolz:

„Ich trage die mittelalterliche Pilgerkleidung nur als Maske, meine Herren; im wirklichen Leben huldige ich niemals mittelalterlichen Sitten. Suchen Sie sich andere Zeugen."

Grimmstein sah ihn mit wüthender Verachtung an und wendete sich rasch an einige andere Herren, die, von dem Wortwechsel angelockt, hereintraten, und von denen er den einen als „Edelmann" kannte, in welchem er nicht nur einen Zeugen, sondern auch einen Sekundanten zu finden hoffen durfte.

Indeß verließ Hugo mit den Schwestern das Zimmer und suchte eine Thür zu gewinnen, die in die Vorhalle führte.

Isidore erkannte ihn jetzt erst. „Wir müssen sogleich nach Hause fahren," bat sie.

„Recht gern," antwortete Helene, „aber wir müssen warten, bis wir unsern Wagen haben, und hier starren uns die Vorübergehenden an. Wo hast Du Deine Maske?"

„O Gott, der Prinz — ich habe sie liegen lassen!" rief Isidore außer sich und zitternd, ohne ein Wort noch hervorbringen zu können.

Der Wagen war schneller erlangt als sie dachten. Beim Herabsteigen in die Wagenhalle sahen sie unten im Gedränge der Dienstboten auch Henriette Regenau

stehen, auf ihre Herrschaft wartend. Der liberale Commissionsrath Plagwitz war auch mit seiner Familie zugegen, weil er bei keinem Feste fehlte, das einen „Zweck" hatte; er schalt Diejenigen seiner Partei überspannte Schwärmer, welche einen „Zweck-Maskenball" verwarfen, zumal an einem Tage, wie dem heutigen. —

Da Isidore keine Maske trug, erkannte Henriette die Schwestern sogleich und eilte auf sie zu.

„Ach, werthes Fräulein!" rief sie, „mein armer Fritz sitzt immer noch, und man kann ihm doch keine Schuld nachweisen; haben Sie denn nicht vielleicht heute für ihn bei dem Prinzen ein gutes Wort einlegen können?"

Isidore bebte zusammen und ward todtenbleich. Helene sagte, sich selbst und Alles um sich her vergessend: „Wie sollte solch ein Prinz sich um einen gefangenen Armen bekümmern? Ihr seht es ja: weil das arme Volk hungert, muß man zeigen, daß man noch im Ueberfluß schwelgt, sich in Pracht und Glanz berauschen und amüsiren, und dann zum Spaß den Darbenden einige Brosamen zuwerfen —"

Hugo drängte Helenen rasch in den Wagen, ganz bestürzt über ihre heftigen Worte.

Henriette weinte über die bittere Antwort. — Dienende und Zuschauende sperrten Augen und Ohren auf und murmelten beistimmend.

Hugo fuhr mit den Schwestern. Die Beiden saßen nebeneinander und hielten sich schweigend fest umschlungen; sie hatten keine Worte, und weinten und zitterten nur. —

X.

„Manch Jahr entschwand und Mann bin ich geworden,
Der Freisten einer, frei in Wort und That;
Ein offner Freund steh ich zur deutschen Jugend
Und nehme Platz in ihrem freien Rath.“

August Peters.

Acht Tage nach dem Maskenball, da Bruno allein und verstört in seinem Zimmer saß, trat Herr von Sieglitz bei ihm ein.

„Was machen Sie denn für ein betrübtes Gesicht!“ rief ihm Bruno entgegen, der ein solches an seinem Bekannten selten zu sehen gewohnt war.

„Wissen Sie denn die große Neuigkeit noch nicht?“ fragte Sieglitz.

„Welche?“ antwortete Bruno nachlässig, „ich kann mich nicht entsinnen, etwas von traurigerer Bedeutung gehört zu haben, als eben jetzt Alles in unsern kläglichen Zuständen ist.“

„Ich meine die Duellgeschichte.“

„Welche?“

„Mein Gott, als ob täglich eine solche vorkäme! noch dazu zwischen zwei Cavalieren des Hofs; es ist ein rechtes Unglück! nein, es ist noch schlimmer als ein Unglück, es ist ein Scandal!“ rief Sieglitz.

Bruno zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wissen Sie denn gar Nichts davon, daß Graf Grimmstein und Baron von Steinau sich geschlagen haben?“ frug Sieglitz.

„Ich höre, daß Beide seit ein paar Tagen verschwunden sind,“ antwortete Bruno ausweichend.

„Die Sache sollte vertuscht werden, aber in unseren Zeiten ist ja so etwas nicht mehr möglich, und am wenigsten, wenn Einer todt auf dem Platze bleibt — der arme Steinau!“ rief Sieglitz mitleidig.

„Ist Steinau denn geblieben?“ fragte Bruno verwundert. —

„Sie wissen es nicht!“ rief Sieglitz, „o, ich habe es wohl gedacht und Sie bereits gegen alle Welt in Schutz genommen.“

„Mich in Schutz genommen?“ fragte Bruno, „ich verstehe Sie nicht! und muß Sie nun bitten, mir Alles ordentlich zu erzählen, damit ein Zusammenhang in diese zerstreuten Worte komme, bis jetzt weiß ich von der ganzen Geschichte Nichts.“

„Ganz zu Ihrem Befehl,“ sagte Sieglitz geschmeidig. „Also Graf Grimmstein forderte den Baron von Steinau auf dem Maskenball —“ hier hielt er

lauernd inne, da aber Bruno ruhig blieb, fuhr er fort: „Der Prinz bemühete sich in höchsteigener Person vergebens, den fatalen Streit beizulegen; Steinau, der gar nicht wußte, wie er zu der Herausforderung kam, hätte es selbst sehr gern gesehen, aber er konnte natürlich nicht zuerst zurücktreten, zumal der Graf starrsinnig auf seiner Forderung beharrte; sogar sein Unwohlsein konnte die Sache nur um ein paar Tage hinausschieben. Vorgestern haben sie sich im Wäldchen bei * einige Stunden von hier geschlagen — Steinau ist auf der Stelle geblieben und der Graf geflüchtet — wahrscheinlich nach Rom zu seiner Schwester, der Fürstin Josephine.“

Ein eigenthümliches Wetterleuchten fuhr bei Nennung dieses Namens über Bruno's Gesicht, sein Mund lächelte schmerzlich, aber er schwieg.

„Wie gesagt,“ fuhr Sieglitz fort, „diese fatale Geschichte sollte vertuscht werden, nicht nur um des Grafen willen, sondern aus Zartgefühl für die Damen, die, wenn man der Sache auf den Grund ginge, compromittirt werden könnten; wie nun einmal die klatschsüchtige Welt ist, da — “

Bruno horchte hoch auf. — „Warum halten Sie inne?“ fragte er ungeduldig.

Ohne etwas darauf zu erwiedern, fuhr Sieglitz fort: „Da wird gestern ein Artikel in eine Zeitungsexpedition geschickt, worin es heißt, daß die Beiden sich auf dem Maskenball veruneinigt hätten, und

zwar durch die Eifersucht zweier Sängerinnen auf eine hochgestellte Person aufgestachelt." —

Bruno fuhr wüthend von seinem Sitze auf — doch im nächsten Augenblicke setzte er sich und sagte nur: „Weiter." —

„Weiter, nun das Duell und seine Folgen —" sagte Sieglitz.

„Aber wo soll dieser Artikel stehen?" — fragte Bruno. —

„Natürlich nirgends," lächelte Sieglitz, „der Censor hatte Einsehen genug, ihn zu streichen, auch die Namen der Sängerinnen waren genannt u. s. w. Aber wenn auch nicht durch den Druck veröffentlicht, so hat die Geschichte doch durch mündliche Ueberlieferung, wie es denn leider zu gehen pflegt, ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und geht von Mund zu Munde — aber denken Sie, was man sagt, und wovor ich Sie eben in Schutz nahm — man sagt, Sie hätten, als Feind des Hofes und der ganzen Aristokratie, als persönlicher Gegner des Grafen Grimmstein, jenen Artikel geschrieben, und um sich an diesen Allen zu rächen, selbst Ihre eigene Schwester nicht geschont, ja sich noch mit den Eroberungen gebrüstet, welche sie gemacht."

„Das ist ja niederträchtig!" rief Bruno, ganz starr vor Zorn.

„Das sage ich auch," stimmte Sieglitz bei, „und gestehen Sie, daß Ihnen diesmal die Censur einen großen Dienst geleistet," fügte er mit listigem Lächeln hinzu.

Bruno schwieg erst düster, dann sagte er: „Wenn einmal Alles frei und öffentlich wäre, so könnte man ohne Weiteres den Verfasser eines Schmähartikels gerichtlich belangen."

„Aber der Scandal, Freund, der Scandal."

„Und wenn selbst einmal ein persönlicher Vortheil für mich oder die Meinigen daraus entspränge, so würde ich darum doch nicht das unmoralische Institut gutheißen, dem ich ihn zufällig danke," entgegnete Bruno unerschütterlich, — „aber welche Zeitung nannten Sie?"

„Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, welche es gewesen," antwortete Sieglitz ausweichend, und hastig fügte er hinzu: „So lange Sie nun nicht selbst irgendwie beweisen, daß Sie kein so erbitterter Gegner des Hofs und der Aristokratie sind, wird man es sich nicht nehmen lassen, daß Sie jenen Artikel geschrieben, jene Geschichte, die man gern verbergen wollte, unter die Leute gebracht haben, denn — entre nous — seien wir aufrichtig, durch Ihre Fräulein Schwestern konnten Sie am Ehesten von dem Vorgang unterrichtet sein und mußten das meiste Interesse dafür haben. Man ist aufmerksam auf Sie geworden, man mißtrauet Ihnen, ja, Sie sehen, daß man Sie nach dem, was ich Ihnen eben mittheilte, zu allem Schlechten fähig hält. Ich stehe nicht dafür, daß man nicht die erste beste Gelegenheit benutzt Sie auszuweisen, so wie es die Stellung Ihrer Fräulein Schwester am Hoftheater sehr schwankend

und unsicher machen könnte, wenn der Schein auf Ihnen haften bliebe, daß Sie selbst durch Winke, die Sie fallen ließen, den erwähnten traurigen Vorfall unter das Publikum gebracht hätten."

„Hält man mich denn wirklich für gefährlich?" fragte Bruno.

Sieglitz zuckte die Achseln: „Der Augenblick ist gekommen," sagte er, „wo Sie, ohne nur im Entferntesten Ihren Grundsätzen untreu zu werden, sich mit dem Hofe aussöhnen, ja sogar denselben für Ihre Grundsätze gewinnen können. Der hochfahrende brutale Grimmstein ist fort, der frivole ehrgeizige Steinau todt und der Prinz in meinen Händen. Gehen Sie mir hilfreich zur Hand, so können wir ihn allmählig für die Principien des Fortschritts gewinnen. Ich habe eine neue Zeitung, ein politisch-belletristisches Unterhaltungsblatt gegründet, ein Organ für die neue Partei, welcher wir angehören. Schreiben Sie mir für dasselbe zuweilen Artikel, welcher Art Sie wollen, zuvörderst aber einen über die Duellgeschichte, der in möglichst zarter Weise die Sache so darstellt, als sei Ehrgeiz und Neid um die Gunst des Prinzen die Triebfeder gewesen, und dann lassen Sie drucken, was Sie wollen; die Zeitung hat über große Mittel zu verfügen. Sie erhalten halbjährlich 300 Thaler Gehalt, wenn Sie die Mitredaction übernehmen. — Lieber Gärtner, schlagen Sie mein freundschaftliches Anerbieten nicht aus, ich bin glücklich es Ihnen machen zu können. — Sie haben mir

kein Geheimniß daraus gemacht, daß Sie sich zuweilen in drückenden, Ihres Genius unwürdigen Verhältnissen befinden — überlegen Sie nicht lange, schlagen Sie ein!“

„Es ist auch nicht viel zu überlegen,“ sagte Bruno ruhig, „ich brauche nur Eines zu wissen, und das ist bald besprochen, ich soll in dies Blatt schreiben können, was ich will?“

„Gewiß!“ rief Sieglitz, „Erzählungen, Gedichte, leitende Artikel.“

„Auch über die Maßregeln welche zu ergreifen wären, um Zustände wie die gegenwärtige Hungersnoth unmöglich zu machen, und über diese selbst, ihre Ursachen und ihre Folgen?“ fragte Bruno.

„Das würde zunächst nicht hierher gehören.“

„Weichen Sie nicht aus,“ sagte Bruno fest und entschlossen — „ich verstehe Sie heute zum ersten Male und habe nur die eine Antwort: Hebe Dich von mir, Versucher! — Ja mein Herr, für einen armen Schriftsteller, der gern nur schreiben möchte was der Geist ihm eingibt, und doch schreiben muß was im Augenblick gerade honorirt wird, damit er nicht auch verhungere wie jene Hunderte, damit er nicht geistig zu Grunde gehe an gemeinen Nahrungssorgen — für einen solchen ist es immer eine Versuchung, wenn man ihm sagt: Hier hast Du so viel, daß Du sorglos leben kannst; Du brauchst dafür nur ein Weniges zu arbeiten, die übrige Zeit hast Du für Dich, Du kannst sie Deiner Muse widmen, Deiner

Ausbildung, Deinen höheren Interessen. Du kannst, statt einen Pegasus im Joche zu führen, mit ihm gen Himmel steigen! — und Sie, mein Herr, sind noch zart genug diese eine Versuchung durch einen zweite zu motiviren, durch die: vielleicht in Ihren Kreisen, in denen des Hofs und der Aristokratie, nachdem ich mich zuvor accommodirt, einigen Einfluß zu erringen, einige Fortschrittsideen zu wecken, vielleicht gar ihre Einführung in's Leben zu verwirklichen. — Mein Herr! vielleicht wissen Sie es nicht einmal — aber was Sie mir zumuthen, ist die Sünde wider den heiligen Geist! ich soll etwas thun und gar schreiben wider meine eigene bessere Ueberzeugung! — was Sie mir zumuthen, ist nichts Geringeres als ein Abfall von meiner Partei, ein Verlassen meiner Fahne, mit einem Worte: Ueberlauf und Verrath. Ich bin zu Ende, sagen Sie dies Denen, die Sie schickten, dem Prinzen, oder dem Minister."

Sieglitz stand auf und suchte seinen Aerger hinter einer mitleidigen Miene zu verbeißen: „Ich bedauere Sie," sagte er mit milder Stimme, „ich hätte Sie für weniger einseitig und vorurtheilsvoll gehalten. Ich kam als Freund zu Ihnen wie bisher, und Sie halten mich für einen Abgesandten des Hofs und Gott weiß welcher Personen und behandeln mich plötzlich mit Mißtrauen. Sie werden sich bald überzeugen, wie wenig ich diesen Verdacht verdiene. Einstweilen — leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" antwortete Bruno.

Sieglitz wandte sich an der Thür noch einmal um: „Ich vergebe Ihnen Ihr Verkennen,“ sagte er noch milder als vorhin, „vielleicht machen eben unsere verschiedenen Standpunkte ein Verstehen jetzt unmöglich, denn ich sehe, wir haben uns Beide nicht erkannt, aber verschmähen Sie wenigstens meinen Rath, meine Warnungen nicht, wenn Sie auch meine Anerbietungen zurückweisen: seien Sie vorsichtig und vergessen Sie nicht, daß die Bahn welche Sie jetzt wandeln, gefährlich sein kann für Sie und die Ihrigen. Ich werde meinen ganzen Einfluß für Sie verwenden, um Sie von vornherein gegen mögliche Verfolgungen zu schützen; doch könnte es Fälle geben, wo er nicht ausreicht und da bitte ich: vermeiden Sie diese, vermeiden Sie den Schein! — Lassen Sie uns versprechen, einander das zu bleiben, was wir uns immer gewesen“ — und der Aristokrat hielt dem Volksschriftsteller die Hand hin.

„Das kann ich versprechen,“ sagte dieser lächelnd, nicht ohne einen Anflug von Ironie, denn Sieglitz war ihm nie mehr gewesen als ein angenehmer Gesellschafter, und Bruno legte seine Hand in die dargebotene.

Sieglitz ging.

Als er fort war, athmete Bruno tief auf, trat schnell zu seinem Schreibtisch, nahm einige Bogen Manuscript heraus, überblickte sie noch einmal und falzte sie dann zusammen. Als er sie mit Couvert und der Adresse einer ausländischen Zeitungsredaction

versehen hatte und versiegelt in seine Tasche steckte, um sie auf die Post zu tragen, sagte er mit trotzigem Lächeln zu sich:

„Das sei meine Antwort auf Eure Versuchung und auf Eure Warnung, die auch nichts Anderes ist, als eine letzte Versuchung. Wie erbärmlich und hoffnungslos auch die Zeit, wie kleinmüthig auch die eigne Partei, wie groß die Macht und Verfolgungswuth unserer Feinde sei: — ich werde treu bleiben und aushalten im Dienste der Freiheit! Jede Versuchung mich ihr zu entziehen, werde nur ein neues Mittel, ihr meine Treue, meine Begeisterung zu beweisen!"

Das Packet welches er auf der Post in den Briefkasten steckte, enthielt einen Artikel über die Hungerpest und einen Bericht über die Vergnügungen am Tage des Maskenfestes.

Sieglitz hatte die Geschichte mit dem Zeitungsartikel über das Duell nur erfunden, weil er glaubte, Bruno damit am leichtesten eine Falle stellen zu können, und weil er hoffte ihn zugleich davon zurückzuhalten, daß er selbst etwas in seiner gewohnten rücksichtslosen Weise über diese fatale Geschichte veröffentliche, zum Nachtheil für die Aristokratie und den Hof.

Im Uebrigen verhielt es sich so, wie Sieglitz gesagt. Man hatte das Duell vertuschen wollen, aber, wie es zu gehen pflegt, durch die nächste Umgebung selbst, die Dienerschaft u. s. w. war Alles herausgekommen; und wie streng auch die Censoren instruirt waren,

alles darauf Bezügliche, selbst die leiseste Anspielung zu streichen, — das interessante Ereigniß fand seinen sichern Weg in das Publikum und alle Schichten der Gesellschaft. Märchenhafte Zusätze und Entstellungen aller Art blieben dabei nicht aus.

Wie aber verhielt es sich in Wahrheit?

Steinau hatte dem Prinzen Wort gehalten. Die Schwestern Gärtner waren auf dem Maskenball erschienen, die Stein-Bertini zwar auch; aber durch mehrere ihm ergebene Creaturen hatte Steinau sie immer so zu beschäftigen gewußt, daß sie nie in die Nähe des Prinzen kam außer in jenem Momente, von dem Ottilie, das Zigeunermädchen erzählte; und auch hier wieder war ihr durch Steinau's Vermittelung der Prinz schnell entschlüpft.

Wüthender als jemals auf Steinau, war sie mit Graf Grimmstein zusammengetroffen, der sich in gleicher Aufgeregtheit über Helene befand, die ihn abermals mit kaltem Stolze abgewiesen und alle seine listigen Bemühungen um sie vereitelt hatte. Gleicher Haß beseelte ihn wie die Bertini gegen Steinau, nicht bloß wegen des Einverständnisses, das er immer noch zwischen Helenen und dem Prinzen fortbestehend glaubte, und das Steinau vermittelte, sondern auch wegen seiner eigenen Stellung zum Prinzen, die durch Steinau's Bemühungen sehr zweifelhaft geworden war.

In solcher Aufregung suchten Grimmstein und die Bertini den Prinzen, und da sie durch andere

Masken erfuhren, daß der schwarze Domino den Saal mit einem Ritterfräulein und einem Ritter verlassen habe, folgten sie um so heftiger und aufgeregter seiner Spur durch die Zimmerreihe.

Indessen hatte der Prinz eine Erkennungsscene mit Isidoren herbeigeführt; er hatte ihren Namen in ihre Hand geschrieben, sie die Königin, die Stifterin dieses Festes genannt, und ihr hundert kleine zarte Huldigungen dargebracht.

Vor Staunen, Bescheidenheit, Unerfahrenheit und mehr noch kindlicher als jungfräulicher Scheu hatte sie wenig zu erwidern gewußt, und den Prinzen so im Wahn des Siegs erhalten. Als er sie aufforderte, ihm in die Nebenzimmer zu folgen, war sie erst bedenklich gewesen und hatte gezögert; er war aber schlau genug, seine Absichten unter der Bitte zu verstecken: ihm von Hohengrün und der Familie zu erzählen, für die sie sich so besonders interessire, und dann verhieß er ihr, nicht bloß vom Ertrage des heutigen Festes sondern auch aus seinen Mitteln für ihre Schützlinge zu sorgen, und fügte schließlich hinzu:

„Aber zu dieser Unterhaltung müssen wir das größere Gewühl hier fliehen, das uns stört." — In dem lebhaften Verlangen den Armen zu nützen, war sie ihm arglos von Cabinet zu Cabinet bis zu jenem letzten gefolgt, wo Steinau sie mit dem Prinzen allein ließ und vor der Thür Wache hielt.

Hier hatte der Prinz seine Maske abgeworfen,

und Isidore auf seine Bitte das Gleiche gethan. Kaum war dies geschehen, so sprach er mit lodernder Leidenschaft von Liebe und Liebesglück, die beredteste Sprache der Verführung, — faßte sie endlich in seine Arme und wollte sie küssen — Isidore entwand sich ihm und stürzte nach der Thür — dies war der Augenblick, wo Helene und Hugo in das Zimmer getreten waren, und der Prinz der Isidore aufhalten wollte, durch die Gegenwart anderer Menschen sich gezwungen sah zurückzuweichen. Grimmstein fand das willkommene Opfer für seine Wuth und drängte ihm die freche Herausforderung auf.

Obwohl der Prinz selbst die Beiden zu versöhnen und die Sache gütlich beizulegen suchte, blieb es doch beim Kampf und nur einen Aufschub desselben konnte er erlangen.

Die Stein-Bertini ward krank, sang nicht und ließ sich vor Niemandem sehen.

Der Prinz versuchte Isidore noch durch andere Huldigungen zu gewinnen — er sandte ihr und der Mutter zugleich prachtvolle und sinnreiche Geschenke; sie wurden zurückgewiesen. Da wollte er den Weg der Macht gehen: man drohete ihnen, daß „der communistische Schriftsteller Bruno Gärtner“ für diese unerhörte Halsstarrigkeit der Seinigen werde büßen müssen.

Die Antwort der geängstigten Familie war die Anzeige, daß Isidore abgereist sei. Sie nahm die Einladung von Ottilie Kaiser an, einige Wochen zu

ihr auf das Land zu kommen. Bruno begleitete sie dahin und ging weiter nach Hohengrün.

Den Tag nachdem Käthchen in der Stadt gewesen, und Bruno durch Sieglitz so plötzlich und auf so unangenehme Weise von ihr getrennt worden war, hatte Bruno sie bei der Muhme aufsuchen und nach Hause begleiten wollen. Käthchen war aber schon fort, und die Muhme konnte ihm nur sagen, daß sie nach einem der nächsten Dörfer gegangen sei und da bleiben werde; sie wußte nicht nach welchem und auf wie lange. An dem Schmerz, den er bei dieser Mittheilung empfand, fühlte Bruno, daß es nicht Mitleid mit einer im Elend ringenden Bevölkerung allein war, was ihn so oft nach Hohengrün getrieben — er fühlte, daß er Käthchen liebe.

Seltsamer Contrast! erst war die stolze lebensmüde Fürstin, die vollendete, hochgebildete, vornehme Weltdame die Königin seines Herzens gewesen, und das luxuriöse Boudoir eines prachtvollen Palastes die Stätte, die ihn am glücklichsten sah — und jetzt war es ein unschuldiges, armes, blasses, unwissendes Kind des Volks, dem er die heiligste Flamme seines Herzens weihete, und zu dessen elender Hütte voll Jammer und Noth es ihn wie zu einem Paradiese hinzog!

Gerade am Charfreitag kamen die Geschwister nach Fichtenthal. Ottilie empfing sie mit ausgelassener Freude, Julie mit stiller; und mit einem Seufzer hörte sie es, daß Bruno morgen wieder nach Hohen=

grün wolle. Julie wußte, was ihn dort hinzog. — Sie hatte Käthchen zuweilen gesehen, wenn sie mit Spitzen auf das Gut kam; dann hatte Bruno von ihr gesprochen und aus dem Ton, worin er sprach, errieth sie Alles. Es schmerzte sie doch. Julie liebte Bruno; sie betete ihn vielmehr nur von fern an — der Freund ihrer Kindheit war vor ihr zum Ideal aufgewachsen, ein edler Dichter mit dem Lorbeer des Ruhmes bekränzt! sie wagte nur voll Demuth zu ihm emporzuschauen, da sie sich so einfach, so beschränkt, so gewöhnlich neben ihm erschien; nur das schönste, geistreichste, edelste Weib in jeder Beziehung hielt sie seiner Liebe werth. Sie hätte es ohne die geringste schmerzliche oder mißgünstige Empfindung gesehen, wenn er eine solche geliebt; — aber er liebte dies Mädchen, das sie noch unter sich sah, an Stand nicht nur, sondern auch an Bildung und geistigen Gaben — das war's was sie peinigte. „Kann ein so armes unbedeutendes Geschöpf ihn beglücken," sagte sie sich, „so kann ich es auch!" — Und wie sehr sie auch vor diesem Gedanken erschrak, sie konnte es nicht ändern, daß er ihr immer wiederkehrte — und daß sie litt — jetzt zum ersten Male. Aber Bruno ahnte nichts davon.

Es war zeitig Frühling und Ostern zu einem rechten Auferstehungsfeste der Natur geworden. Bruno wollte das Wetter benutzen und noch weitere Fußtouren in das höhere Gebirge machen, sollte er auch dort oben dem Winter wieder begegnen.

Zugleich lag ihm daran, jetzt einige Tage von der Residenz entfernt zu sein, da seine Artikel über die Hungesnoth und was damit zusammenhing nun erschienen waren und ungeheueres Aufsehen gemacht hatten. War nun auch die Zeitung, die sie gebracht, sogleich confiscirt worden, so las man sie trotz des Verbotes doch in tausend Abschriften. Bruno wollte erst aus der Ferne sehen, welchen Erfolg seine Arbeit hätte. Wohl hatte er nichts geschrieben als die einfachen Thatsachen, die lautere Wahrheit, und sich jedes überflüssigen Raisonnements dabei enthalten — aber seine Feinde waren ja eben die Feinde der Wahrheit — und Sieglitz's Warnungen schwebten ihm vor. Diese konnten ihm freilich auch in der Absicht gesagt worden sein, um ihn einzuschüchtern, aber da sie diesen Zweck verfehlten, konnten sie wohl leicht einem andern dienen.

Als Bruno nach Hohengrün kam, war das erste menschliche Wesen, das er daselbst gewahrte, die unheimliche Lore, die während die Glocken des Kirchleins zu Abend läuteten, an der Kirchhofsmauer stand, und wie immer, wenn sie Gesichte hatte, den Weg hinunter starrte, auf dem man die Todten zur Ruhe zu tragen pflegte. Er blieb lauschend stehen, ob er nicht Worte von ihren bebenden Lippen vernehmen könne, aber er verstand sie nicht.

Sie sah sich plötzlich um und fuhr zusammen, da sie ihn gewahrte.

„Guten Abend, Lore," sagte er freundlich, „wie

geht's im Ort, und hat das Sterben nicht bald ein Ende?"

Sie nickte befriedigend.

„Gott sei Dank!" rief er aus vollem Herzen, — „aber was starrtet Ihr denn noch immer so dorthin?"

„Nun, wenn's auch ein Ende hat," antwortete sie in ihrer finstern Art: „Eine wird doch noch sterben, um die es am Meisten Schade ist."

Eine schreckliche Angst überfiel Bruno, er faßte das seltsame Weib heftig bei der Hand: „Wer?" — weiter brachte er nichts heraus.

Sie zitterte am ganzen Körper unter seiner Hand. — „Freilich," begann sie langsam, „Euch wird es am Allernächsten gehen — ich weiß es ja, daß Ihr Euch lieb habt."

„Käthchen! um Gottes willen!" schrie Bruno.

Lore stand starr und zitternd.

„Weib, Du lügst!" sagte er mit erzwungener Kälte und schüttelte sich, als wollte er die plötzliche Anwandlung einer Angst abwerfen, die er jetzt kindisch und abergläubisch nannte.

„Ihr habt es gesagt!" antwortete Lore dumpf, „glaubt's oder glaubt es nicht, was geschehen soll, geschieht!" und sie ging mit langen Schritten wie eine gespensterhafte Erscheinung an Bruno vorüber.

Er sagte nichts mehr und stürzte mit hochklopfendem Herzen auf die Wohnung des Schulmeisters zu.

Mit heiterem Lächeln und Wangen, auf denen

Rosen der Freude blüheten, trat ihm Käthchen entgegen und rief ihm ein heiteres Willkommen! zu.

Er wußte nicht, was er that; er schloß sie entzückt, die Angst von sich genommen zu sehen, in seine Arme; im ersten Augenblick gleich trunkenen Selbstvergessens der Freude, duldete sie es — im nächsten wollte sie verglühen und beschämt davonlaufen.

„Vergib mir!" bat er, „aber ich habe Dich nun einmal so lieb, und da konnte ich nicht anders! auch bin ich noch böse, daß Du mir neulich aus der Stadt heimlich entflohen." —

„Ach, sein Sie nicht böse," bat sie, die Augen niederschlagend, „ich konnte nicht anders!"

„Ich verstehe Dich, Du theures Kind, und ehre Alles, was Du thust," sagte er, „aber nicht wahr, ich darf hier ein paar Tage in der Gegend bleiben und Dich immer sehen?"

Ihre Augen leuchteten, ihr Herz schlug, aber sie konnte kein Wort sprechen; sie drückte nur innig seine Hand. Dann sagte sie leise: „Wir wollen zum Vater gehen!"

Und sie gingen hinauf.

XI.

„Die Censur ist ein herodischer Kindermord,
welcher den Erlöser niemals trifft.“
H. Steffens.

Dem Minister kam ein Scandal in der aristokratischen Gesellschaft, wie dieses Duell war, mit seinen Ursachen und seinen Folgen, sehr ungelegen. Zwar war es ihm sehr angenehm, daß Graf Grimmstein plötzlich und voraussichtlich auf lange Zeit verschwunden war, aber mit Steinau's Verlust war er unzufrieden, wenn er auch keinen persönlichen Schmerz über seinen schnellen Tod empfand, — eines solchen Gefühls hätte er sich geschämt. Ein echter Diplomat, wie er, wird schon längst nicht mehr von der Schwachheit heimgesucht, solche Gefühle zu haben, er theilt die Menschen nicht ein in geliebte und ungeliebte, sondern nur in brauchbare und unbrauchbare. Und zu den Brauchbaren

hatte Steinau gar sehr gehört, darum war der Minister ärgerlich über seinen Tod.

Am Ende ließ sich freilich ein diplomatischer Schüler durch einen andern ersetzen, und dieser Verlust war noch das weniger Unangenehme; aber die wachsenden Gespräche und Bemerkungen der Bourgeoisie, die Sticheleien der Presse, das Hohnlachen des Proletariats, — das sich schon viel um „die Corruption der höheren Stände" drehte, fanden durch diesen Stoff nun auch in der Residenz und ihrer höheren Gesellschaft eine willkommene Nahrung. Je mehr man die ganze Sache vertuschen wollte, desto mehr beschäftigte sich das Publikum mit dieser Angelegenheit, erschöpfte sich in Vermuthungen und beutete den Vorfall auf jede mögliche Weise aus. Wie man auch den Vorfall drehen mochte: der Maskenball war und blieb immer der Ort zur Veranlassung des Duells, und der finstere Schlagschatten, den dies auf das Bild der Wohlthätigkeit der Aristokratie warf, das der Minister doch gern so strahlend wie möglich gewünscht hätte, ließ sich nicht wegwischen.

Die Stein-Bertini, welcher das Urtheil der ganzen Welt gleichgültig war, und die vielmehr dasselbe herauszufordern liebte, um ihm gerade in's Gesicht zu schlagen, wußte durch ihre Creaturen dafür zu sorgen, daß die Welt erfuhr: Graf Grimmstein habe um ihretwillen den Baron von Steinau gefordert, weil dieser, ein Vertrauter und Ergebener des Ministers, den Prinzen zu anderen Liaisons habe verführen und

ihn von ihr abwendig machen wollen; sie selbst aber habe erst, nachdem schon Alles vorüber gewesen, von jener Forderung gehört. Der Schreck darüber habe sie nun krank gemacht. — Den Prinzen hatte sie noch nicht wieder gesehen; jetzt aber, da Steinau beseitigt war, setzte sie selbst dem Prinzen in einem leidenschaftlichen Briefe auseinander, wie der Minister und Steinau schon lange beabsichtigt hätten, sie zu trennen, daß er, der Prinz, in die Falle gegangen, der sie immer ausgewichen sei, und daß jetzt der Minister triumphire, weil er seinen Plan gelungen sehe u. s. w. So hoffte sie, indem sie den Stolz und den verletzten Eigenwillen des Prinzen heftiger aufregte als jede andere Leidenschaft, ihn schneller und sicherer zu gewinnen, als wenn sie ihm Untreue vorwürfe, und ihn mit heißen Liebesbitten bestürmte.

Der Brief verfehlte auch seine Wirkung auf den Prinzen nicht. Steinau fehlte ihm zwar, es that ihm deshalb leid, aber, von jeher kein Freund des Ministers, war er wüthend über die Entdeckung, die ihm auch von anderen Seiten bestätigt ward, daß dieser sich erlaube, mit seinen Leidenschaften zu spielen. — Er nahm sich vor, gerade ihm zum Trotz das Verhältniß mit der Bertini fortzusetzen; — aber noch zu sehr von Isidoren's Liebreiz bewegt, bemühte er sich, dieses Mädchen zu gewinnen, und vermied es, eine leidenschaftliche Scene fürchtend, die für seine Blasirtheit nicht paßte und ihm deshalb immer unangenehm war, die Bertini zu sehen. Noch weniger als

früher mochte er jetzt in den Cirkeln des Fürsten und des Hofs erscheinen; er schickte demnach zu seinem Leibarzt, sagte ihm, daß er die Grippe habe, und ließ es auch die Bertini wissen, der er übrigens, als sei nichts geschehen, ein prachtvolles Geschenk übersandte.

Die Bertini wußte nun seit dem Maskenball, daß nicht Helene, sondern deren Schwester das aus- ersehene Opfer war. Helene vermied zwar, mit ihr über diesen Gegenstand zu sprechen — um keinen Preis hätte sie etwas von den ferneren Bemühungen des Prinzen um Isidore gesagt, so widerwärtig und unzart kam ihr dies Alles vor — aber die Bertini errieth, daß Isidore in diesem Punkt denke und empfinde wie ihre Schwester, und die Nachricht, daß Isidore auf einige Wochen verreist sei, beruhigte sie vollends. —

Indessen war das Duell, Steinau's Verlust, die voraussichtliche Befestigung des Bündnisses zwischen dem Prinzen und der Bertini, das Mißlingen des Plans: Bruno Gärtner für die Regierungspartei zu gewinnen oder doch wenigstens seiner eigenen Partei zu verdächtigen: dies Alles zusammen noch nicht das größte Maß der Verlegenheiten und Widerwärtig- keiten, die jetzt dem Minister begegneten.

Es erschienen nämlich plötzlich in einer auswär- tigen, aber vielgelesenen Zeitung jene Artikel Bruno's über die Hungersnoth u. s. w., als deren Verfasser er sich natürlich nicht genannt hatte. Wie schon er- wähnt, ward sogleich die Beschlagnahme jener Num-

mer, welche den ersten dieser Artikel brachte, verordnet, und endlich, als es damit nicht abgethan war, sondern ein Aufsatz nach dem andern erschien, das Verbot dieser Zeitung für das ganze Staatsgebiet angeordnet — aber was half es? Gelesen war und ward es doch und Tausenden gingen die Augen auf.

Bezahlte Skribenten mußten jetzt für die Regierung andere Artikel zu indirekter Widerlegung schreiben. Man ging natürlich nicht speciell auf jene Aufsätze ein, sondern sprach nur von falschen Gerüchten, böswilligen Uebertreibungen, communistischen Schwindlern und den neuesten Versuchen der schlechten Presse zur Erregung von Mißvergnügen u. s. w. Man hob hervor, was bereits Alles geschehen sei, der Noth abzuhelfen — die Wohlthätigkeitsvereine, das Maskenfest u. s. w.

Natürlich bemühte man sich, den Verfasser jener Aufsätze auszukundschaften. Die Redaction der betreffenden Zeitung weigerte sich aber standhaft, ihn zu nennen. Die ersten, allgemeiner gehaltenen Aufsätze waren noch nicht geeignet, den Verdacht auf Bruno zu lenken; als aber ein dritter Artikel erschien, welcher die Zustände von Hohengrün und dem Gebirge in einer speciellen Weise schilderte, wie sie nur aus eigener Anschauung hervorgegangen sein konnte — und es war bekannt, daß Bruno mehrmals dort gewesen, und er und seine Schwestern sich hauptsächlich für diese verwendet hatten: da zweifelte man bald nicht mehr, daß er der Verfasser sei. Ganz in der

Stille und in seiner Abwesenheit nahm man eine Haussuchung bei ihm vor, die aber ohne Erfolg blieb. Man fand kein einziges verdächtiges Papier und keine Correspondenzen.

Aber dies Verfahren blieb nicht verborgen und ward ein neuer Zündstoff für die erregten Arbeiter, die, wegen Mangel an Arbeit und Brod, und weil ihr Kamerad Fritz noch immer gefangen saß, ohne daß Jemand wußte und erfuhr warum, in eine immer mehr erbitterte Stimmung geriethen. Um dieselbe auf's Aeußerste zu treiben, bedurfte es nur noch des Befehls zur Auflösung ihres „Fortbildungsvereins," dem man communistische Tendenzen vorwarf. Eines Abends wurde er polizeilich aufgehoben, und zwar, wie es hieß, auf die Angeberei desselben Fabrikherrn, der früher schon Fritz und die anderen Arbeiter, welche Mitglieder jenes Vereins waren, entlassen hatte. —

Man hatte fälschlich gehofft, sich durch diese Maßregel von einer drohenden Gefahr zu befreien, — aber man hatte im Gegentheil sich erst eine bereitet. —

So war Ostern vorübergegangen und der Mai herangekommen. Er kam verheißungsreich mit Millionen Knospen und Blüthen, und die junge Saat stand höher und voller als jemals um diese Zeit — aber es mußten doch Monate vergehen, ehe das Korn in die Scheunen gesammelt werden konnte, und für das hungernde Volk war außer jenen Vereinen und

einzelnen Sammlungen nichts geschehen; noch weniger war irgend eine Maßregel jenen Darbenden zu Gute gekommen, die noch nicht mit unter das Proletariat zu zählen waren, und doch den bittersten Mangel litten.

Eines Tages fehlte es wirklich auch in der Residenz an Brod — es war weder um Bitten noch um Geld zu haben. Da verbreitete sich das Gerücht, daß einer der größten Bäcker wohl noch Brod habe, es aber nur nicht der ärmeren Klasse wolle zukommen lassen, um es für die vornehme Kundschaft versteckt zu halten.

Da war das schon lange unwillige, drohende, hungernde, der Verzweiflung preisgegebene Proletariat nicht länger zu halten — die Verzweiflung ward zur Wuth und sie dachten nicht mehr daran, daß jener frühere Markttumult ihnen zu nichts Anderem geholfen, als daß einige Verhaftungen ihre Reihen gelichtet hatten, — die Wuth fragt aber nicht, was sie durch ihr Toben erreicht, sie will nur einmal toben, sich rächen, und sei es nur auf eine kurze Stunde! — Man stürzte sich zunächst auf den erwähnten Bäckerladen, durchsuchte das ganze Haus des Bäckers, und da man wirklich eine Menge Brode in den Ställen versteckt fand, zerschlug man in blinder Hitze alle Meubles im Hause und vernichtete alle Vorräthe. — Und wie allemal, wenn das Toben der aufgeregten Menge einen Gegenstand gefunden hat, den es zerstören kann, so steigerte sich auch hier beim Verwüsten

selbst die Wuth, und aus ruhig Zusehenden wurden aufgeregte Mithelfende. Von einem Bäcker zog man zum andern, und zuweilen mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. Auch auf die brodlosen Arbeiter wirkte das Beispiel ansteckend. Sie rotteten sich zusammen, zerstörten Local und Maschinen jenes Cigarrenfabrikanten, welcher sie nicht nur entlassen, sondern auch denuncirt und verleumdet hatte, stürmten dann das Stadtgefängniß und befreieten Fritz. Dieser selbst, der in den langen Wochen seiner dumpfen Kerkerluft gar nichts von der Außenwelt erfahren hatte, war jetzt wie halb rasend vor Freude, als er sich so plötzlich frei sah, frei durch seine Freunde, durch die Gewalt des zürnenden Proletariats! — er glaubte, der Tag der Freiheit, der Erlösung sei jetzt schon gekommen, und wie die Brüder ihn im jubelnden Triumph herausführten, ließ er sich mit in den Strudel eines sinnlosen Tumults hineinziehen, dessen Zwecklosigkeit und Mißlingen er zu anderen Zeiten würde sogleich eingesehen und gemißbilligt haben. — Henriette, die in der Freude des Wiedersehens auf ihn zustürzend, doch nicht den Kopf verlor, sondern ihn dem Kreise der Tumultuanten entziehen wollte, stieß er wild von sich und sagte ihr: im Gefängniß werde man weder geduldig noch feig, sondern starr und eisern, und kenne nur eine Sehnsucht — die nach Rache. —

Dem Minister und der ganzen Hof- und Adelspartei kam zwar dieser Tumult sehr unerwartet —

indeß, er hatte doch keinen zu gefährlichen Charakter: das Proletariat trat nur wider die Bourgeoisie in die Schranken — und einige Demüthigungen und Nachtheile gönnte der Minister sogar der Aristokratie. Zwar, ein Vorkommniß wie die Befreiung einiger Gefangenen, Fritz Schwenzer's und Genossen, war und blieb ein unangenehmes Ereigniß, eine Gewaltthat wider die städtischen Behörden, doch das Militair war bereits unter den Waffen, und der Tumult konnte nicht mehr von langer Dauer sein. Ehe er sich gelegt, dachte der Minister, immer schnell bei Allem gefaßt, sogar noch Vortheil aus ihm zu ziehen. Das Verhältniß der Stein-Bertini zu dem Prinzen war für Niemand ein Geheimniß, und da der Minister sie um jeden Preis beseitigt wissen wollte, so ließ er schnell durch seine Creaturen, die in vielfachen Verzweigungen bis in die untersten Schichten der Gesellschaft hinabreichten, einen Haufen Tumultuanten gegen die Sängerin aufstacheln, welche, indeß Andere darbten, auf Kosten des Hofs und des Landes schwelge.

Die Rede jener bezahlten Aufwiegler wirkte bei den Aufgeregten; die Verschwendung, das leichtsinnige Leben der Sängerin, wie das unsittliche Verhältniß zum Prinzen war längst ein Gegenstand der Verachtung für den gesunden Sinn des Volkes gewesen, und so stürzten denn jetzt Viele in ihr Hôtel und zertrümmerten ihre kostbaren Meubles. Sie selbst hatte sich erst versteckt und war dann entflohen. Der Prinz war abwesend und konnte nichts zum Schutz seiner

Freundin thun, die von allen Seiten zugleich angegriffen und wehrlos war.

Zum Trost Helenen's und der Mutter war Hugo bei ihnen. Sie dankten Gott, daß Bruno und Isidore in diesen angstvollen Tagen abwesend waren. Bruno's Aufenthalt wußten sie nicht einmal genau, da er ihn die Zeit über öfter gewechselt hatte; sie sandten Briefe und Nachrichten für ihn mit an Isidoren.

Sobald sich einmal die militärische Macht in ihrer ganzen Stärke entwickelte und durch die ersten Schüsse den nüchternen Tumultuanten bewies, daß sie nichts vermöchten als einen Akt blinder Rache und Verzweiflung zu üben, für den sie nichts anderes erwarte als Kugeln und Gefängniß — zog sich Einer nach dem Andern zurück. Bald waren sie ganz zerstreut und „Ruhe und Ordnung" abermals wiederhergestellt.

Weil man sich aber vor nochmaligen Wiederholungen solcher Akte fürchtete und auch von Gährungen in den Provinzen hörte, wurden diesmal einige Verordnungen zur Beruhigung der Gemüther erlassen und auch bald ausgeführt. Es wurden Einkäufe von fremdem Getraide angeordnet, die Einfuhrabgabe auf Reis und einige andere Artikel herabgesetzt und eine neue Communbäckerei angelegt. Das Branntweinbrennen aus Kartoffeln und Korn ward verboten und so Mehreres. Endlich entschloß man sich auch Regierungscommissäre in die Gegenden zu schicken, in denen der Hungertyphus gewüthet hatte und eine

Commission niederzusetzen, welche die Unterbringung und Fürsorge für die ärmsten Kinder übernahm, deren Eltern an der Seuche gestorben waren.

Unter den wieder verhafteten Tumultuanten befand sich auch Fritz; mit dem Hinbrüten verbissener Wuth sah er einer langen Haft entgegen.

Nach Bruno suchte und fahndete man überall in der Stille. Man zweifelte nicht mehr, daß er jene Aufsätze geschrieben und — wie kühn diese Combination auch war, — man schob den Brodtumult zum Theil mit auf Rechnung derselben. Da die Versuche mißlungen waren, Bruno von der Sache abtrünnig zu machen, die er bisher vertrat, war es nun beschlossen worden ihn zu beseitigen. Er hatte öffentlich Theil genommen an dem „Fortbildungsverein" der Arbeiter — man hatte diesen Verein verdächtigt, aufgelöst und ihn jetzt den Heerd des Aufruhrs genannt, einige seiner Mitglieder verhaftet und andere ausgewiesen. — Grund genug, auch gegen Bruno so zu verfahren. Indeß fanden sich dazu auch noch andere Gründe. Man hatte sich genaue Mittheilungen über seinen Bruder Rudolph aus der Schweiz verschafft, und da man wußte, daß Bruno im vorigen Jahre in der Schweiz gewesen und mit ihm zusammengetroffen war, so ward er als das Mitglied einer geheimen Propaganda ausgeschrieen, die in der Schweiz ihr Unwesen treibe. Auch die Verbindung mit dem alten Regenau, durch dessen in Frankreich weilen-

den Sohn war verdächtig — und endlich Bruno's jetziges Verschwinden selbst.

Indeß dies Alles vorging, lebte Bruno einen stillen Liebestraum, wie er nicht reiner, süßer und doch zugleich wehmüthiger geträumt werden konnte.

Der Typhus hatte mit dem Winter in Hohengrün sein Ende erreicht. — Die Hälfte der Bewohner war gestorben; die überlebende Hälfte athmete auf in der Frühlingshoffnung auf eine bessere Zeit, in der Hoffnung auf fernere Hülfe, die durch das viele Gute belebt wurde, das in den letzten Wochen für den unglücklichen Ort geschehen war.

Bruno hatte sich auf einige Wochen in der Schenke zu Hohengrün eingemiethet, in die er früher schon eingekehrt war. Er gebrauchte die Ausrede, daß er dort ungestört arbeiten, und von da Ausflüge in das höhere Gebirge machen wolle. Er that das auch. Während der Feiertage, die vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt waren, blieb er in Hohengrün, und Nachmittags mußten der Schullehrer und Käthchen mit ihm gehen, und ihn an die nächsten schönen Punkte führen; da ward es denn zuweilen dem von der überstandenen schweren Krankheit noch geschwächten Schullehrer zu weit, oder der Weg war ihm zu steil oder zu mühsam; er blieb zurück, ließ die Beiden allein gehen, und harrte der Rückkehrenden.

Dann war das Paar doppelt selig. Aus Allem, was Käthchen redete und that, sprach edle

unentweihete Jungfräulichkeit, oft that sie in ihrer einfachen Weise sinnige Aussprüche, die Offenbarungen der heiligsten Natur selbst zu sein schienen und für ihr inneres Erkennen und tiefstes Empfinden herrliches Zeugniß ablegten. Am zweiten Feiertage, als sie so allein gingen, und Bruno zum ersten Male wieder seit dem stürmischen Augenblicke seiner Ankunft von seiner Liebe zu ihr zu reden wagte und sie scheu seiner zärtlichen Umarmung entfliehen wollte, ließ er sie los und bat:

„Käthchen, sage mir nur, daß Du mich auch lieb hast, so gehen wir dann Arm in Arm zum Vater und bitten ihn um seinen Segen — dann bist Du meine Braut und Niemand darf uns scheel ansehen, wenn wir zusammengehen und —"

Da rief sie ihn unterbrechend: „O Herr — nur nicht solchen Scherz!"

Aber er nahm ihre Hand wieder, mit der sie ihr Gesicht verbergen wollte und bat: „Käthchen! nenne mich nicht mehr Herr, sondern Bruno, Deinen Bruno! — Schilt mich deshalb nicht eitel und eingebildet, aber ich weiß es, daß Du mich liebst, ich weiß auch, daß ich Dich werde glücklich machen können! Und dafür solltest Du mir auch glauben, daß ich nicht glücklich sein kann ohne Dich; daß ich es erst jetzt wieder geworden bin, seit ich Dich kenne; daß ich seitdem wieder das Leben ertragen kann, und daß Du mich nicht unglücklich machen darfst, wie ich es sicher für immer würde, wenn

Du Dich jetzt von mir abwenden, mir Deine Liebe verhehlen, oder mir gar sagen wolltest: ich sei ein eitler Thor, habe mich getäuscht — Du liebst schon einen Anderen!"

Da rief sie hastig und zitternd „Bruno!" warf sich heftig an seine Brust — und sagte nichts weiter; und er wußte nun auch genug. Aber da er sie inniger umarmen und küssen wollte, machte sie sich wieder los und sagte ernst:

„Herr — Sie täuschen sich nicht in mir — ich muß es Ihnen bekennen, weil ich mich einmal nicht verstellen und Sie nicht kränken kann! — Aber Sie irren sich in sich selbst — Sie haben mich bemitleidet, weil Sie ein gutes gefühlvolles Herz haben und mich in diesem Elend fanden — aber wie könnten Sie mich armes unwissendes Kind wirklich lieben, wie könnte ich Ihnen auf die Dauer Etwas sein? — nein! ich werde Sie immer verehren wie einen Engel, vom Himmel gesandt — ich werde Sie nie vergessen — ich werde für mein ganzes einsames kleines Leben genug haben an diesen Erinnerungen — aber weiter können und dürfen wir uns Nichts werden — es ist ja gar nicht möglich."

Er lächelte: „Ich will Dir Etwas erzählen. Ich habe schon einmal geliebt — eine Fürstin. Sie war eine erhabene schöne Frau, lebte in Reichthum, Prunk und Luxus und hatte sich doch ein menschlich fühlendes Herz bewahrt. Ihre geistige Bildung überragte die anderer Frauen ihres Kreises

weit; sie hatte sich frei gemacht von den Vorurtheilen ihres Standes, und erschien mir als das höchste Ideal des Weibes. Ich betete sie an, und sie zog mich allen Anderen vor. Endlich mußte ich mich doch von ihr trennen und ich fühlte mich namenlos unglücklich. Da fand ich Dich! — Käthchen — ich werde jene Fürstin nie vergessen, denn meine Gefühle sind tief, und was ich einmal angebetet habe, kann mir niemals gleichgültig werden — aber jetzt habe ich andere Begriffe vom Ideal der Weiblichkeit, seitdem ich es in Dir verwirklicht gefunden. Käthchen! so wie ich Dich, habe ich jene Fürstin niemals geliebt! Du bist für mich größer, heiliger, herrlicher als sie — bist es durch Einfachheit, Unschuld und Natur!"

Sie hatte ihm staunend zugehört, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Ich will Dir glauben und Dich lieben — aber Du mußt mir immer sagen, wie Du willst, daß ich sei, und weil ich Dich liebe, werde ich auch so werden können!"

„Bleibe wie Du bist!" rief er zärtlich und begeistert, küßte sie noch einmal, und dann gingen sie zu der Stelle hinab, wo der Vater ihrer harrte. — Bruno trat vor ihn hin und bat um seinen Segen

Aber der Schulmeister machte ähnliche Einwendungen, wie Käthchen — nur noch bedächtigere und beharrlichere. Bruno wußte jedoch auch ihn zu überreden und sagte endlich:

„Einwendungen, die den Standesunterschied und

dergleichen Dinge betreffen, würde ich niemals gelten lassen, aber hier sind sie nicht einmal möglich. Meine Mutter hat uns in Sorgen und Entbehrungen aufgezogen — ich lebe nur von dem, was meine Feder mir einbringt, und kann vielleicht später Käthchen auch nur ein bescheidenes Loos bieten, da ich mich Niemandem dienstbar machen, und nichts Anderes sein will, als ein freier Dichter. Mein Bruder ist ein armer Handwerksgesell in der Schweiz, meine Schwester Helene ist zufällig in äußerlich glänzende Verhältnisse gekommen, weil sie eine schöne Stimme hat, meine Schwester Isidore stickt für die Leute, so gut wie Käthchen für sie klöppelt — uns ist nur die Arbeit heilig; — und meine Mutter, die meine erste Liebe mißbilligte, weil sie einer vornehmen, stolzen Dame galt, wird diese segnen.“ —

Endlich wußte der Schulmeister auch nichts mehr zu entgegnen, und so segnete er Bruno als seinen Sohn. —

Da sie aber beim Abendläuten alle Drei glücklich nach Hause kamen, stand die alte Lore wieder an der Kirchhofsmauer und schauete den Weg hinab, und da ihr Käthchen „Guten Abend!“ zurief, schrak sie zusammen und lief hastig davon. —

Bruno aber schauderte auch und faßte Käthchen's Hand fester. —

XII.

„Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen."
F. Freiligrath.

Unter verschiedenen Ausflügen, die immer mit froher Rückkehr zu Käthchen und zum traulichen Beisammensein mit ihr endeten, waren unserm Bruno Wochen in Hohengrün vergangen.

Hugo hatte ihm durch Isidore, die noch in Fichtenthal weilte, einen Brief gesandt, in dem er ihm die Vorgänge in der Residenz mittheilte und ihm zugleich rieth, lieber jetzt noch nicht zurückzukehren, und womöglich auch einen anderen Aufenthaltsort als Hohengrün zu wählen, da man ihn vielleicht dort vermuthen könnte. Bruno hatte die erstere Warnung mit Vergnügen beachtet, sich aber nicht an die letztere gekehrt. —

Eines Abends, als er nach einer Abwesenheit von drei Tagen wieder nach Hohengrün zurückkam, eilte ihm Käthchen nicht wie gewöhnlich entgegen. — Als er im Schulhause an der wohlbekannten Thür anklopfte, öffnete der Schulmeister und sagte mit bedenklicher Miene:

„Wissen Sie's schon? — und kommen doch wieder?“ —

Erschrocken fragte Bruno: „Was ist geschehen?“

„Gott, Sie wissen es nicht!“ rief Jener wieder, „Gestern waren Beamte und Gensd'armen aus der Stadt hier, um Sie zu verhaften!“

„Gott sei Dank, wenn es nur dies ist!“ rief Bruno erleichtert, „ich dachte schon, es sei Käthchen Etwas geschehen, weil sie nicht gleich kommt, mich zu begrüßen — wo ist sie?“

„Leider kommt ein Unglück nie allein!“ klagte der Schulmeister, „Käthchen war schon unpaß, und gestern, als man Sie bei uns suchte, und sie erfuhr wozu, ist sie so erschrocken und hat sich so geängstigt, daß sie heute im Fieber liegt. Der Gensd'arm redete auch noch so roh und gemein über Sie und Ihre Liebe zu ihr, daß ihr dies vollends den Rest gab.“

Bruno stürzte in die Kammer, in der Käthchen ziemlich angekleidet auf dem Bette lag — sie richtete sich auf und streckte ihm ihre Hand entgegen, die heiß brannte, eben so wie ihre Wangen, ihr ganzer Kopf. Als sie einander stumm geküßt, sagte sie leise: „So

habe ich Dich doch wiedergesehen! — aber nun fliehe auch schnell, die Grenze ist nicht weit!" —

„Käthchen!" sagte er wehmüthig, „Du hast bis jetzt nur Verbrecher oder solche Menschen, die zwar nicht verdorben waren, aber doch in der Noth und Verzweiflung etwas Unrechtes thaten, von den Gerichten verfolgen sehen — glaubst Du auch, daß ich ein Unrecht begangen?"

Sie lächelte: „Eher hielte ich mich selbst zu etwas Schlechtem fähig, als Dich! — was sie auch sagen mögen, ich weiß, daß man Dich nur verfolgt, weil Du gern den armen Leuten geholfen hättest, und vielleicht, weil Du mächtige Feinde hast!"

„Ich danke Dir!" rief er fröhlich, „o, nun weiß ich, daß Du mich ganz kennst! — denkt der Vater auch so?"

Käthchen schwieg; nach einer Weile sagte sie aber, da er wieder fragte: „Vergib es ihm! — er hält Dich zu nichts Unrechtem fähig — aber er nennt Dich unvorsichtig, vielleicht auch nur, weil er für sich selbst fürchtet." —

„Für sich selbst — o Gott!" rief Bruno außer sich, „daß ich in sein Haus kam — so muß ich fort?" —

Käthchen antwortete nur mit einem Seufzer. — Und doch vergaß er jetzt wieder Alles in der Angst um sie.

„Hast Du keinen Arzt?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. —

„Himmel! wie hat Dich der Vater so lassen können!“ rief er, „es muß sogleich nach ihm geschickt werden!“ — und er wollte sich entfernen.

„Bruno!“ rief ihn Käthchen zurück, „ich mochte den Arzt nicht — erstens kostet das Geld —“

„Käthchen!“ unterbrach sie Bruno vorwurfsvoll, „vergißt Du denn, daß ich —“

Sie fiel ihm in's Wort: „Das war auch das Wenigste. — Ich hatte immer die Ueberzeugung, Du würdest wiederkommen — und wenn Du mit dem Arzt zusammenträfest — er ist ein guter Freund des Pfarrers — und der Pfarrer hat Dich verrathen — darum hat man Dich hier gesucht —“

„Der Pfarrer!“ rief Bruno staunend, „was that ich diesem Manne?“

„Er hat gesagt, daß Du ihm ganz gleichgültig wärest, er wünsche Dir nichts Böses — aber Du wärest ein Aufwiegler und Aufklärer, und er könne Dich nicht unter seiner Gemeinde dulden.“

Bruno lächelte mitleidig. — „Aber den Arzt mußt Du haben!“ sagte er dann bestimmt.

„Morgen, wenn Du es willst,“ antwortete Käthchen, „und wenn Du fort bist! Jetzt, in der Dämmerung, hat Dich vielleicht noch Niemand gesehen; Du bleibst hier, bis es ganz Nacht ist, aber dann mußt Du scheiden! Ich will Dir den Weg beschreiben, der Dich über die Grenze bringt, ohne daß Jemand Deiner gewahr wird.“

„Nein, Käthchen, Du bist krank, ich verlasse Dich nicht, um zu fliehen," sagte er bestimmt, „ich bin ja unschuldig."

„Für uns, aber für sie nicht," antwortete sie fest; „sobald Dich Jemand sieht, wirst Du verhaftet — und dann bist Du ja auch nicht bei mir!"

„So will ich es wenigstens so lange sein, bis mich die Gewalt von Deinem Lager forttreibt."

„Bruno!" sagte sie flehend und erröthend, „ich will nicht an das Gerede der Leute denken, wenn sie Dich hier finden — das ist mir Alles gleich — aber habe Mitleid mit meinem Vater — der Pfarrer grollt ihm so schon um Deinetwillen! — Er wird abgesetzt werden, wenn es heißt, er habe Dich in der Schule versteckt — und dann — ich werde viel ruhiger sein, wenn ich Dich gerettet weiß; in dieser Angst um Dich wird das Fieber schlimmer."

Bruno stand in verzweiflungsvollem Kampfe mit sich — er hätte leichter Käthchen's Bitten nachgegeben, wenn er nicht an Lore's Prophezeihung gedacht hätte; auch vorhin, als er gekommen war, hatte er die Alte wieder an der Kirchhofsmauer stehen sehen. Er warf sich über Käthchen im furchtbarsten Schmerze und weinte; er dachte nicht an sich, sondern nur an die Möglichkeit ihres Todes.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Kammerthür, und man hörte draußen fremde Schritte und Stimmen; Käthchen fuhr hoch auf. „Sie kommen!" rief sie außer sich. —

Aber da sich Bruno umsah, um den Verfolgern fest und edel entgegen zu treten, gewahrte er statt ihrer zwei bekannte weibliche Gestalten: seine Schwester Isidore und Julie Burg.

Bald erklärte sich Alles. Die Kunde, daß man am Tage vorher Bruno in Hohengrün, um ihn zu verhaften, gesucht, aber ihn nicht gefunden hatte, war am heutigen Tage nach Fichtenthal gedrungen. — Isidore und Julie, in größter Bestürzung und Unruhe, mußten sich Gewißheit über Bruno's Schicksal verschaffen — vielleicht ihn retten. Aber weder Herrn Kaiser, der einestheils ängstlich war, anderntheils auch nicht Lust haben mochte, Etwas für einen Menschen zu thun, der jetzt als „Communist" verschrieen und verfolgt ward — noch Ottilien, die immer sehr unvorsichtig und plauderhaft war, konnte man sich ganz anvertrauen, eben so mochte man nicht den ersten besten Knecht mitnehmen. Isidore sagte daher nur zu Ottilien, daß sie gern nach Hohengrün fahren wolle, um Käthchen zu besuchen; es solle aber Niemand davon erfahren, weil das Verhältniß ihres Bruders, (das er den Seinen gemeldet,) noch geheim gehalten werden solle; sie wolle deshalb mit Julien und Adolph Seeberg hinfahren, wenn Ottilie bei ihrem Vater die Verantwortung über sich nähme, im Fall dieser die Personen oder die Pferde zufällig vermissen sollte. — Ottilie versprach dies und ließ Alles so geschehen.

Adolph war natürlich mit in's Geheimniß gezogen; und als die Drei im Dunkeln bei Hohengrün

ankamen, blieb er für etwa vorkommende Fälle im Walde mit dem Wagen halten, zugleich wurde so das Aufsehen vermieden. Die Damen gingen in den Ort und nach der Schule. —

Nun standen sie hier vor Bruno.

Jetzt mußte Bruno den vereinten Bitten Käthchen's und der Schwester und der glücklichen, nie wiederkehrenden Gelegenheit nachgeben. — Er mußte mit dem bereitstehenden Wagen fliehen — sich von Käthchen trennen!" —

Herzzerreißend war ihr Abschied.

Isidore wollte mit Bruno fahren, weil es weniger Verdacht erregen würde, wenn man eine Dame und einen Herrn, als einen Herrn allein in dem Wagen sähe, und Julie versprach, diese Nacht und den andern Tag, bis Isidore mit dem Wagen zurück sein und sie abholen werde, als Käthchen's Pflegerin zurück zu bleiben. —

Bruno sagte Julien tausend Dank für dies Versprechen — er ahnte nicht, welche Dolche er mit jedem dieser Dankesworte in ihr unglücklich-liebendes Herz stieß — ahnte nicht, wie groß das Opfer sei, das sie ihm brachte, wenn sie mit Käthchen von ihm und seiner Liebe zu dieser sprach! —

Käthchen sank bewußtlos zusammen, als Bruno fort war — dann faltete sie die Hände über ihrer klopfenden Brust und betete leise für das Gelingen seiner Flucht. —

Adolph war glücklich, daß er Bruno diesen Dienst leisten konnte. Er hatte die Möglichkeit dieser Flucht bedacht, und Kleider mitgenommen, welche Bruno bald unkenntlich machten.

Isidore erzählte ihm, wie er plötzlich für sehr gefährlich gelte, besonders seit man durch die Denunciation des Pfarrers von Hohengrün erfahren, daß er schon wochenlang in dieser Gegend sich aufgehalten habe, und daß wahrscheinlich lange Haft seiner warte, wenn man ihn fange. Er hörte dies Alles ziemlich theilnahmlos an, — seine Gedanken waren nur bei Käthchen! —

Als am nächsten Morgen der Arzt an Käthchen's Lager trat, erklärte er ihren Zustand für rettungslos und nur noch von der Dauer weniger Tage. „Wenn sie bei der allgemeinen Krankheit den Typhus bekommen hätte," sagte er, „würde sie ihn vielleicht überstanden haben — so aber habe sie das Gift desselben nun mondenlang in sich gesogen und herumgetragen; Aufregung und Angst müßten das Fieber jetzt erhöht und beschleunigt haben, und es sei keine Rettung!"

Am Abend kam Isidore mit der Nachricht zurück, daß Bruno's Rettung gelungen, daß er glücklich über die Grenze und bei guten Freunden sei. Er sandte Käthchen einige Zeilen und eine Locke — sie drückte beides mit seligem Lächeln an ihr Herz und sagte begeistert zu Isidoren:

„Er wird nicht zu sehr erschrecken, wenn Sie ihm sagen, daß ich todt bin; ich weiß, die Lore hat

es ihm vorher verkündigt, wie sie es mir jetzt auch gesagt hat. — Ueber ein Jahr, da wird er auch sterben — und wieder bei mir sein! — Jetzt wird er noch leben und wirken und Großes vollbringen — wie er's gesungen hat — sagen Sie ihm das zum Troste!" — Dann legte sie sich auf die Seite und betete leise; — noch ein paar Stunden lag sie so, still athmend — dann seufzte sie tief — und war nicht mehr. —

* *
*

Isidore und Julie kehrten tiefbekümmert nach Fichtenthal zurück. Herr Kaiser war zwar erst wüthend gewesen, daß man so eigenmächtig über seine „Leute" und sein „Geschirr" verfügt hatte — aber Ottilie hatte Alles auf sich genommen, und so kamen Julie und Adolph mit scheelen Gesichtern davon. — Nach einigen Wochen kehrte Isidore wieder zu der Mutter und Helenen in die Residenz zurück. — Der Prinz machte eine große Reise, und die Stein-Bertini, die ihr Engagement beim Hof-Theater aufgehoben gesehen, hatte die Residenz verlassen. Man wußte nicht, wo sie war, die Fama sagte aber, sie habe sich mit dem Prinzen wieder völlig versöhnt und reise mit ihm. —

Bruno lebte als Schriftsteller in X. — Damals wurden zwar mißliebige Schriftsteller ausgewiesen oder in ihrer Heimat eingesteckt, aber sie wurden noch nicht von einem deutschen Staate an den anderen

ausgeliefert; so lebte er jetzt unangefochten, nur daß er das Vaterland nicht wieder betreten, dort die Seinen nicht wiedersehen durfte. Käthchen's Tod brachte ihn der Verzweiflung nahe — nur der Gedanke, daß vielleicht auch die Rohheit seiner Verfolger und die Angst um ihn, ihren Tod herbeigeführt oder doch beschleunigt hätten, hielt ihn in manchen Momenten aufrecht und gebot ihm: auch ferner anzukämpfen gegen die Gewalt, die solche Verfolgungen geschehen ließ.

Er krankte, wie Tausende, an der Zeit und beneidete seinen Bruder Rudolph, der mit Hermann Regenau in der Schweiz — als im Hochlande der erste Schuß fiel, — gegen den Sonderbund ziehen konnte. —

Rudolph war glücklich in diesem Kampfe, begeistert von der Liebe zur Freiheit und zu seiner Sabine. —